Dd
5703 p
AB
22 18/i,23

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-20381/fragment/page=0001

F

Eleon. Maximil. Christine Princesse de Stolberg née Comtesse de Reuss.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-20381/fragment/page=0002

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-20381/fragment/page=0003

Johann Georg Zimmermanns,
der Arzney Gelahrtheit Doktors, Sr. Königl. Majestät von Grosbritannien Hofraths und Leibarzts zu Hannover, der Königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen und der Königl. Akademie zu Palermo und der Päbstlichen zu Pesaro würklichen Mitglieds

Versuch

in annuthigen und lehrreichen Erzählungen, launigten Einfällen und philosophischen Remarquen über allerley Gegenstände.

Zweyte, mit einem Fragment und dem Sendschreiben des Hrn. Hofr. Kästners an den Verfasser vermehrte Auflage.

Göttingen, 1779.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-20381/fragment/page=0005

UNIV.- U. LANDESBIBLIOTHEK HALLE (SAALE)

AB 22 18/1,23

Kleine Aufsätze über verschiedene Gegenstände.

I.

Eine Nationalgeschichte.

Wir lachen unsern Verstand weg. Seitdem es in Deutschland Mode geworden, Empfindsamkeit auszuhängen, bey der man nichts fühlt, weiden sich unsere Gottschede an diesem Worte. Es wäre für sie Schimpf, wenn man glaubte, sie haben ein Herz.

Das glaubt man nicht. Aber man glaubt, daß unsere Gottschede alle Begriffe verwirren, die Natur des Menschen nicht kennen, nicht recht einsehen, gegen was sie streiten, und bacchantisch lachend schwanken zwischen Wahrheit und Schatten. Kinder wissen itzt, daß man durch Empfindsamkeit eine größere Fähigkeit, nicht zu

jeder Art von Empfindungen verstehen soll, sondern zu Empfindungen, in welchen etwas Sittliches ist. Jede aufgeklärte Nation zählte in jedem Zeitalter Güte und Größe des Herzens zu den Merkmalen einer erhabenen Sinnesart. Die edelmüthigsten Thaten fließen aus Empfindsamkeit. Wir verhöhnen bloß darum, weil wir so gerne witzig seyn wollen, diese menschenfreundliche und so sehr mißkennte Eigenschaft guter Seelen; und doch war sie die einzige Triebfeder jenes liebenswürdigen und rührenden Betragens der Franzosen auf der Insel Re, gegen unsere daselbst hingeworfene unglückliche Freunde und Landsleute.

Man weiß, daß ein Englischer Schiffscapitain, der hundert und sieben und achtzig Mann Hannöverischer Truppen nach Gibraltar führen sollte, sein Schiff für verlohren hielt, als es den 13ten Nov. 1775, auf der hohen See einen Leck bekommen; daß er, nebst den vornehmsten Officiren und den meisten Matrosen, auf Booten sich retten wollte, und daß alle dabey augenblicklich ihr Leben einbüßten. Die im Schiffe gebliebenen Männer erwarteten mit ihrem einzigen Befehlshaber, dem damaligen Lieutenant Wiedeburg, drey ganze Tage nach einander, auch ihren Tod. Den 15ten Nov. des Nachmittags um zwey Uhr, da sich der Himmel einmal etwas aufgekläret hatte,

ent-

entdeckten sie, obgleich in einer sehr weiten Entfernung, Land. Aber Abends um sechs Uhr berichteten die Matrosen dem Befehlshaber, nunmehr sey fast alle Hoffnung zur Rettung verschwunden, und nach aller Wahrscheinlichkeit würden sie binnen einer halben Stunde sämtlich in den Wellen begraben seyn.

Herr **Wiedeburg** gieng sofort aufs Verdeck, und, wie er glaubte, zum Tode. Auf dem ganzen Schiffe herrschte Stille und Traurigkeit. Nach Verlauf von einer Stunde war wieder Hoffnung zum Leben. Aber bald darauf rief ein alter Matrose, welcher itzt das Ruder führte, Land, Land; und der neben ihm stehende Matrose schlug sofort beyde Hände zusammen, und schrie ganz laut: Gott sey meiner armen Seele gnädig, alles ist verlohren, wir bleiben nicht mehr über eine Viertelstunde am Leben! Nun folgte wieder auf dem ganzen Schiffe ein höchst rührender Auftritt. Alle Soldaten fiengen an zu beten, und Gott anzuflehen um ein seliges Ende. Ein Freund und ein Landsmann suchte und rief den andern, um sich noch einmal zu umarmen, und auf ewig Abschied zu nehmen. Einige umarmten sich vest, und wollten mit einander sterben. Viele stürzten ihrem Befehlshaber um den Hals, küßten ihn, und nahmen sehr beweglich von ihm Abschied. Herr Wie-

deburg betete auch, und empfand dabey, wie er selbst bezeuget, eine besondere Stärke, den Tod mit Standhaftigkeit zu erwarten.

Nach und nach faßte das Schiff öfters Grund, und that dabey solche Stöße, daß man auf dem Verdecke kaum stehen konnte. Das Ruder brach in Stücken. Jedoch ließ der alte Matrose das Steuer nicht eher fahren, als bis es gleichfalls zerbrach, und ihm aus den Händen fiel. Er blieb stehen und erwartete in dieser Fassung seinen Tod. Unter steten Gedanken, daß jeder Augenblick der letzte sey, und unter beständigen Stössen des Schiffes ward eine Stunde hingebracht. Nun sagten wieder einige Matrosen, wir sind ausser aller Gefahr; das Schiff steht still, es hat sich im Sande bereits so veste gesetzt, daß nichts mehr zu befürchten ist, so bald Tag wird, wollen wir Anstalten machen um ans Land zu kommen. Man feuerte eine Canone ab, und thut ein paar Schüsse mit dem kleinen Gewehr, auch eine brennende Laterne wird am Mittelmast aufgehängt. Aber auf alles dieses entdeckt man nichts von Menschen.

Es war eben die Zeit der höchsten Fluth. Das Schiff gieng mit dieser nicht nur über die Felsen weg, auf welchen es bey der Ebbe gescheitert hätte, sondern es ward auch so nahe als möglich ans Land getrieben. In der ganzen Gegend

gend war dieser Weg der einzige, den ein solches Schiff kommen konnte, ohne in Stücken zu gehen. Es kam aber glücklich zwischen denen auf beyden Seiten im Wasser verborgenen Felsen hindurch. Das Meer ist in dieser Gegend immer sehr unruhig, und bey der geringsten Veränderung des Wetters wütend, daher sich niemals auch kein Fischerboot alsdann dahin wagt. Obgleich nun endlich das Schiff nicht mehr fortgieng, so wurde es doch noch immer stark bewegt, und hörte auch nicht eher auf mit stoßen, bis die Fluth merklich abnahm. Die Wellen schlugen es indeß immer, und sprützten über das Verdeck. Unter allerley Berathschlagungen und Erwartungen brach endlich der so sehnlich gewünschte Morgen des 16ten Novembers an. Jeder hatte nun die Augen nach dem Lande gerichtet, um Entdeckungen zu machen.

Das erste was sie erblickten, waren Pferde, die am Strande des Meers giengen. Bald darnach kamen Bauern, die das Schiff immer eine gute Weile ansahen, und dann den Pferden folgten. Hierauf ritten einige am Strande herunter, betrachteten die Hannoveraner genau, und nahmen sodann wieder ihren Weg ins Land hinein. Ungefehr eine Stunde nachher bemerkte man viele Leute. Das Ufer ward bald voll von Men-

schen, und viele unter ihnen hatten blaue Uniformen und weiße Cocarden an den Hüthen. Hieraus schlossen unsere Freunde, sie befinden sich an der Französischen Küste.

Die Franzosen gaben sich die äußerste Mühe, ihnen alle zu ihrer Rettung mögliche Mittel durch Zeichen zu bedeuten. Ihr ganzes Betragen ließ schon im voraus eine freundschaftliche Aufnahme von ihnen hoffen, und die Hannöverischen Soldaten geriethen darüber in eine ungemeine Freude. Aber nun äußerten die auf dem Schiffe befindlichen sechs Englischen Matrosen einen charakteristischen Zug von Barbarey und Brutalität. Sie wurden nur äußerst betrübt und niedergeschlagen, so bald sie merkten, daß die entdeckte Küste sey eine französische Küste. Sie baten sogar Herrn **Wiedeburg** recht inständig: er möchte ihnen doch noch die einzige Liebe erzeigen und verhindern, daß die Hannoveraner ihre Freude gegen die Franzosen nicht äußerlich und laut blicken ließen, indem ihnen dies die Seele durchbohre.

Ein Detachement französischer Soldaten von etwa dreißig oder vierzig Mann kam inzwischen ans Ufer. Die Regiments Zimmerleute hatten nach Anweisung der Matrosen in der Eile ein Fahrzeug gemacht von zwey langen Balken, die an den Enden durch zwey Queerbalken bevestiget wur-

wurden; unter jeden Queerbalken band man eine leere Tonne, und man nagelte Bretter aus den Bettstellen über die langen Balken. Auf diesem Fahrzeug hatten höchstens sechs Mann Platz. Die am Ufer stehenden französischen Officiere gaben durch Schreyen und Winken zu verstehen, es sey keine Zeit zu verlieren. Das Fahrzeug ward also vom Schiffe herabgelassen. Der stärkste von den sechs Matrosen wagte es, mittelst einer langen Stange, mit solchem nach dem Lande zu schiffen, um einen Strick herüber zu bringen, den man vorne an das Fahrzeug band, damit man die Schiffsbesatzung sodann ans Land ziehen könne. An dem andern Ende des Fahrzeugs war gleichfalls ein Strick vestgemacht, womit solches wieder zurück ans Schiff gezogen werden konnte.

Es war schrecklich anzusehen, sagt Herr Wiedeburg, wie dieser Matrose mit seinem Fahrzeuge in den Wellen herum arbeiten mußte. So oft er solche ankommen sah, legte er sich platt auf sein Fahrzeug nieder, und so bald solche über ihn weg waren, sprang er wieder in die Höhe, und fieng an zu arbeiten. Er würde aber doch nicht durchgekommen seyn. Denn ungefehr zwanzig Schritte vom Schiffe ragte die Spitze eines alten Damms aus dem Wasser, und zog sich von beyden Seiten bis ganz nach dem Ufer. Diesen

Damm

Damm konnte man jedoch nur bey der niedrigsten Ebbe sehen. Bey der Fluth fuhren die Wellen über weg, bey der Ebbe hingegen stießen sie daran ab, und prellten allemahl wieder zurück. So bald also der Englische Matrose sich der Stelle näherte, wo sich der alte Damm befand, nahmen ihn die Wellen eben so weit wieder mit zurück, als er vorwärts gearbeitet hatte. Endlich wagte ein französischer Matrose sein Leben, und kam vom Lande ab, durchs Wasser, bis ans Fahrzeug, sprang auf dasselbe, und so bald er den Engländer recht zärtlich umarmt und geküßt hatte, nahm er den Strick, und kam glücklich damit wieder zu Lande. Nun wurde der Englische Matrose mit seinem Fahrzeuge wieder nach dem Schiffe zurück gezogen, und sofort auch der Anfang gemacht mit Ausschiffung der Mannschaft.

Die Franzosen hatten nun gleichfalls ein kleines Fahrzeug herbey gebracht, in welchem sich zwey Matrosen befanden, die aber mit solchem nicht weiter als bis an die Stelle des alten Dammes kommen konnten. Da nun das Hannöverische Fahrzeug auch nicht weiter zu kommen vermochte, so mußten unsere guten Landsleute hier solches allemal verlassen, und sich bemühen, den Damm zu erreichen, welcher itzt noch völlig unter Wasser stand. Aber die mehrsten fielen dergestalt

gestalt über den Damm hinweg, daß sie sofort auf der andern Seite ganz unter Wasser kamen. Hier thaten nun die beyden französischen Matrosen alles, und retteten manchem Hannoveraner das Leben. Denn so bald sie sahen daß einer in Gefahr schwebte, sprangen sie selbst aus ihrem Fahrzeuge heraus, und gaben sich alle Mühe, ihn wieder in die Höhe zu bringen. Solche, die schon so betäubt waren, daß sie nicht mehr zu stehen vermochten, brachten sie in ihr Fahrzeug, und führten sie damit ans Land. Die übrigen mußten von dem Damm ab, so lange solcher nicht zu sehen war, noch über hundert Schritte oft bis unter die Arme, zu Fuße durchgehen.

Das Fahrzeug fuhr zum viertenmal ab, da sich endlich der Befehlshaber des Schiffes, Herr **Wiedeburg**, auch an dem Strick herunter ließ. Als er an solchem herunter kam, war das Fahrzeug durch die Wellen unter ihm weggetrieben. Er mußte so lange über dem Wasser hängen, bis solches wieder hingezogen werden konnte. So bald man sich auf dem Fahrzeuge befand, mußte man sich auf die Knie setzen, den Huth zwischen die Beine nehmen, so oft Wellen kamen sich vest niederdrücken, und mit aller Macht halten, um nicht herunter geworfen zu werden. Die Wellen waren wenigstens viermal über Herrn

Wiedeburg weggegangen, als er den Damm erreichte. Er fiel zwar auch von demselben auf die andere Seite wieder herab ins Wasser, jedoch half er sich von selbst wieder auf die Füße. Ein Französischer Capitain, Herr Roque, der ein wenig deutsch verstand, hatte sich auch ins Wasser gewagt, und war itzt dem Herrn Wiedeburg so nahe gekommen, daß er ihm die Hand reichen, und ihn wieder auf den Damm hinauf ziehen konnte. Er führte ihn auf solchem heraus bis ans Land, umarmte ihn sodann, und wünschte ihm Glück zu seiner Errettung. Der Obristlieutenant de Marengue vom Regiment Royal Corse empfieng ihn am Ufer mit gleicher Zärtlichkeit. Eben so der Commendant und Vice Gouverneur der Insel Re Herr de Falicre, und der Graf von Genlis Inspector über die dasige Marine.

Mit solcher Liebe und Zärtlichkeit wurden die Hannöverischen Soldaten von dem Französischen Soldaten empfangen, daß man es ohne Freude nicht ansehen konnte. Die Franzosen küßten und umarmten die Hannoveraner nicht nur recht brüderlich, sondern hatten sich auch mit Brodt, Wein und Brandtewein versehen, um sie damit wieder zu erquicken. Der Commendant gab Befehl, daß man allen Unterofficieren und Soldaten, von denen

nen aber nur noch etliche sechzig gerettet waren, Zimmer in den Casernen anweise, wo sie Holz, Licht, Betten, Brodt, Fleisch und Geräthe zum kochen fanden. Er selbst nahm den Herrn Lieutenant **Wiedeburg** untern Arm, und führte ihn so nach seinem Hause zu einem Gastmahl von dreyßig Personen.

Am Abend des folgenden Tages wurde ein Französischer Schiffscapitain, nebst einem Matrosen, nach dem Schiffe geschickt. Sobald der Capitain ankam, war sein erstes Verlangen, daß das große Segel am Vordermast eingenommen werde, indem er versicherte, so lange solches ausgespannt bliebe, schwebe die ganze Besatzung noch immer in der größten Gefahr. Die drey Engkschen Matrosen, die sich noch auf dem Schiffe befanden, mußten dazu gezwungen werden, weil sie sich mit Güte diesen heilsamen Vorschlag nicht wollten gefallen lassen; und da der französische Matrose mit hinauf stieg, um ihnen dabey zu helfen, warfen sie ihn mit Gewalt herunter, und wollten ihn durchaus nicht bey sich dulden.

Am 17ten Nov. ward mit der Ausschiffung der Mannschaft fortgefahren. Die Franzosen hatten an diesem Tage ihr kleines Fahrzeug auf dem Hannöverischen Fahrzeug bevestiget, in der Absicht, damit die Leute theils den Wellen nicht so

aus-

ausgesetzt seyn möchten, und theils auch zur Noth ihre Tornüster bey sich haben könnten. Nachdem solches einmal ganz gut gegangen, ward endlich das ganze Fahrzeug durch die Wellen umgeworfen, die ganze Mannschaft kam völlig unter Wasser, und da die mehresten davon ihre Tornüster an sich hatten, wurden sie dadurch noch heftiger hinunter gezogen. Sie vermochten nicht mehr sich zu halten. Es wäre keiner von ihnen gerettet worden, hätten die französischen Matrosen hier nicht abermal das beste gethan. Denn diese suchten mit vieler Gefahr ihres eigenen Lebens unsere armen Landsleute in dem Wasser wieder auf, zogen sie als todt heraus, und brachten sie ans Land. Drey davon sind bald wieder zu sich gekommen. Bey den drey übrigen hat man alle diejenigen Mittel angewandt, die in dergleichen Fällen nur möglich sind, um wieder Leben in sie zu bringen. Bey zween war alles vergeblich. Einer hingegen fieng, nachdem man über eine Stunde an ihm gearbeitet hatte, wieder an, etwas Athem zu schöpfen. Ein angesehener Bürger aus Saint Martin, einer kleinen Stadt auf der Insel Re, welcher dabey stand, zog sogleich sein Hemd vom Leibe, und reichte es hin, solches diesem wieder Auflebenden anzuziehen; da es noch warm sey, sagte dieser Menschenfreund, so

hoffe

hofte er, es würde ihm wohl bekommen. Er selbst gieng nachher ohne Hemd wieder zurück in die Stadt.

Noch konnte man die Mannschaft nicht völlig vom Schiffe hinwegbringen. Es mußten sechs Mann uud zwey Corporale darauf bleiben. Diese erduldeten darauf in der Nacht vom 17ten zum 18ten Nov. noch schreckliche Angst und Noth. Ein heftiger Sturm mit Donner, Blitz und Regen, erhub sich in dieser Nacht. Das ganze Schiff war fast immer mit Wellen bedeckt. Man konnte keine Stelle mehr finden, wo man für dem Wasser wäre sicher gewesen. Das Schiff krachte oft dermaßen, daß man glaubte es würde in tausend Trümmern vergehen. Gegen den Morgen legte sich der Sturm. Das Schiff ward indessen so nahe an den Damm getrieben, daß die noch übrige Mannschaft am Morgen sich gleich auf den Damm herunter lassen und darauf bis ans Land kommen konnte. Nun war alles mögliche gerettet.

Unsers Königs Majestät schickte mitlerweile, von London aus, den Herrn Grafen von Taube nach der Insel Re. Dieser Officier war durch sein sanftes und leutseliges Wesen just der Mann, der die Gesinnungen unsers Monarchen diesen liebreichen Franzosen auf die edelste Weise erwie-

dern konnte. Ein neues Schiff traf auch den 13ten Januar 1776 aus England ein. Der folgende Morgen ward angesetzt zur Abfahrt nach Gibraltar. Nicht nur hatte der französische Commendant erlaubt, sondern er hatte sichs sogar ausgebeten, daß Herr **Wiedeburg** mit fliegender Fahne und klingendem Spiel ausmarschieren möchte, und zwar vor dem unter seiner Anführung in Parade stehenden ersten Bataillon des Regiments **Royal Corse**. Dies geschah; und an dem Orte, wo unsere Freunde abfuhren, waren die mehresten Officiere und Einwohner der Stadt **Saint Martin** versammelt, wünschten ihnen Glück zur Reise, und viele sahen ihnen mit Thränen nach.

Doch man lese dieses alles in der in diesem Jahre in Hannover herausgekommenen Schrift des Herrn **Wiedeburgs**, deren Bekanntmachung wir der edlen Vaterlandsliebe des Herrn Generals **von Wangenheim** zu danken haben. Mein Auszug ist zu kalt. Kann alsdann noch Jemand diese uns so werthe Nationalgeschichte nicht empfinden, so bedaure ich ihn, aber meine Seele wendet sich von ihm weg, denn er ist ein Unmensch.

II.

Empfindeley.

Empfindler sind gar schlechte Schützen, sagt der Verfasser der Physiognomischen Reisen, treffen immer's Zwerchfell, wenn sie aufs Herz zielen. Dies sagte auch ich oft der Frau von —. Als ihr aber vor ein Paar Jahren eine Fliege unter das Halstuch kroch, und sie nicht stach, befürchteten die Umstehenden gleichwohl Convulsionen. Ein junger Herr sprang herbey, und fieng die Fliege. Ach gebt das arme Thierchen an meinen Bedienten, sprach die Dame, damit er das Fenster aufmache, und es in Freyheit setze. Man rief den Bedienten in großer Eile. Er stürzte herein, faßte die Fliege mit zwey ausgespitzten Fingern an, gieng darauf langsam ans Fenster, kam aber äußerst betroffen und mit einem feyerlichen Gesichte, die Fliege immer sehr behutsam und zärtlich in den Fingern haltend, zu der Dame zurück. Ach warum habt ihr dieses Gottesgeschöpf nicht in Freyheit gesetzet, fragte sie in leisem Eifer? Der Schurke erwiederte: Ihr Gnaden, es regnet!

III.

Gottesfurcht bey Officieren.

Gottesfurcht und ein Menschenherz bey einem Officier, sind für mich etwas sehr Erhabenes. Auf die Knie möchte ich fallen, wenn ich alle Merkmale einer heroischen Seele in dem Menschenfreunde sehe, von dem ich weiß, wie oft er dem armen hülflosen Landmann in drohenden Gefahren schon beygestanden hat, und wie oft er noch ein Engel Gottes seyn wird mitten unter Mord und Brand.

Mein Herz erhebt sich in Ehrfurcht und Bewunderung, so oft ich mit Officieren von sanften Sitten in Gesellschaft bin, und dieses Glück hat man hier häufig. Sie tragen das Gepräge großer Männer und guter Menschen an der Stirne; sie werden uns nicht, wie jene — durch Pechkränze vergessen machen, daß wir nicht mehr leben in dem Jahrhundert des Tilly.

Kriege waren fast in jedem Lande die Epoche von dem Umsturz der Sitten. Man lebt für den heutigen Tag, wenn man den kommenden nicht mehr traut. Alles verwildert. Wer aber an Gott und die Menschlichkeit denkt, mit dem Degen in der Faust und unter dem Getöse der

Waf-

Waffen, verdient unverwelklichere Siegeskränze, als die größten Länderverwüster.

Wenn ich in unsern Kirchen die edlen Männer sehe, vor denen unter Ferdinands — unsers verewigten Retters Anführung Frankreichs Heere wichen, in ihrem bescheidenen Anstand, aus voller Brust unsere heiligen Lieder singend, und so ehrerbietig aufmerksam auf die Worte Gottes und unserer Lehrer; dann fühle ich, daß nichts liebenswürdiger ist, als Officiere, die sich biegen vor Gott, und mit Fröhlichkeit geblutet haben in den Schlachten.

Gesegnet deucht mir jedes Land, in welchem bey Officieren von allen Regimentern Menschlichkeit und Großmuth gepaart gehen, mit der höchsten Tugend und der Verachtung aller Gefahren.

IV.

Die zwey Böcke.

Deutschland hat seine Originalköpfe und seine Originalwerke, wie die größten Nationen; aber noch hie und da Leser und Demagogen des Geschmacks, deren sich Gott erbarme! —

Ich weiß nicht, ob ich noch wünschen und erwarten soll, daß etwas hier Aufsehen mache, — schrieb mir neulich aus einer großen deutschen

Stadt einer der berühmtesten Philosophen. Es war bey uns, sagte er, mehr Redens von den beyden streitbaren Böcken auf dem Titelblatte einer sehr ungesitteten Brochüre über den ungesitteten Ton in den Streitschriften einiger deutschen Gelehrten und Schöngeister, als von dem größten Meisterstücke.

So gehts, setzt mein philosophischer Freund hinzu: Glück für einen, worüber der andere sich ärgert! Meelclöse oder Markpudding, Rothwurst oder Schnepfen, gahr oder nicht gahr, mit unreiner Butter begossen, oder im eignen Safte gekocht, alles geht herunter, und hat gleich gut geschmeckt, oder der Unterschied war wenigstens so klein, daß keiner ihn zu bemerken der Mühe werth hält. Unser Schlund ist gut und weit. Wir schlucken auch zuweilen ein Beinchen ohne Schaden herunter, und es würgt nicht.

V.

Naivheit.

Man kann die Exempel des Naiven nicht zu sehr häufen, um damit die Begriffe desselben dem Philosophen, der sie aus einander setzet, zu erleichtern.

Das

Das erste Exempel, das mir seit kurzem vorkam, sollte ich zwar verschweigen, weil es für das künftige Glück eines sehr artigen Kindes Folgen haben könnte. Dieses Kind, ein kleines liebes Mädchen von fünf Jahren in Hannover, hörte die Worte der Schrift: **das Weib müsse unterthan seyn ihrem Manne.** Vierzehn Tage nachher erzählte sie das ihrer Erzieherinn, und setzte hinzu: **ach Mamsell, ich wollte der liebe Gott hätte das nicht gesagt.**

Das zweyte Exempel ist ein kindliches Compliment für einen der größten Originalköpfe Deutschlands, Herrn **Leisewitz.** Ich möchte wohl **Leisewitzen** zum essen bitten, sagte eine junge Dame in Hannover zu ihrem Mann. Eines ihrer Kinder fragte hierauf: liebe Mamma, wer ist Herr **Leisewitz**? Die Dame antwortete lachend: Herr **Leisewitz** ist ein schöner Geist. So, sagte das Kind, **also ist Herr Leisewitz der liebe Gott.**

VI.

Guter Adel, und schlecht bedient.

Guter Adel, und schlecht bedient, war der gewöhnliche Weidspruch eines Westphälischen Edelmanns, der den Einfall hatte seine Maitresse

auf einem Bette liegend mahlen zu lassen. Das Bild gefiel ihm ziemlich wohl; und doch glaubte er sich schlecht bedient. Der Mahler fragte sehr neugierig nach der Ursache? Ich mag nicht, antwortete der Edelmann, das jeder eben so viel Vergnügen von diesem Bilde haben solle, als ich habe; mahl er mir eine Gardine vor dieses Bett. Euer Hochwohlgebornen Gnaden sehen aber alsdann ihre Maitresse auch nicht, erwiederte der Mahler? Das thut nichts, versetzte der gnädige Herr, mahl er nur die Gardine, denn ich weiß schon was darhinter ist.

VII.

Ehre, einem Schwein erzeigt.

Die Menschen sind mit ihrer Achtung, zumal nach dem Tode, bald Geitzhälse, und bald Verschwender. Leibnitz — liegt bekantlich in der Neustädter Kirche in Hannover, ohne Grabmaal; sein Name ist in den Stein nicht eingehauen, der ihn deckt. Hingegen sah ich auf dem Rathhause zu Lüneburg in einem kostbaren Glaskasten, den Schinken eines um die Menschheit sich verdient gemachten Schweins, mit folgender in Gold eingegrabenen Inschrift:

Hie

Hic tibi cernere licet
Reliquias Porci
Qui primus aquarum
Quae Luneburgi salsae scatent
Repertor dici meruit.

VIII.

Von dem Zustande der Chirurgie und Musik bey der Russischen Armee.

Manstein giebt uns in seinen Beyträgen zur Russischen Geschichte einen sehr deutlichen Begriff von Chirurgie und Musik bey der Russischen Armee. Die Russischen Compagniechirurgi, sagt dieser vortreffliche Mann, können kaum rasiren. Man nimmt sie aus den Recruten. Der Oberste, wenn er diese mustert, faßt den ersten den besten Bauerkerl bey der Schulter, schmeißt ihn aus Gliedern und Reihen heraus, und sagt ihm, du mußt ein Chirurg seyn. Umsonst bezeuget der arme Sünder, er verstehe dieses Handwerk nicht, er werde es in seinem Leben nie lernen. Er muß es lernen, und hat er dazu keine Talente, so werden sie ihm eingeprügelt. Manstein sagt, daß man auf gleiche Art die Hoboisten bey den Rus-

sen wähle, und hieraus begreife man die Schönheit der Musik bey ihrer Armee.

IX.

Tugend und Rechtschaffenheit.

Tugend und Rechtschaffenheit muß man, wenn sie nicht leere Namen seyn sollen, wörtlich nach der Meynung des Oberkammerherrn de la Foret ausüben. Auf einem Concert bey Hofe in Hannover fragte la Foret, warum die Musikanten so oft aufhören zu spielen? Sie machen eine Pause, sagte man ihm. Im Dienste unsers Königs, versetzte er mit Hitze, giebt es keine Pausen.

X.

Plattdeutsche Art und Kunst.

Haben unsere Gottschede schon irgendwo jenes ehrliche Monument Plattdeutscher Art und Kunst, das Grabmaal des Burgermeisters Kerkering in der Marienkirche zu Lübeck, gelobt? Mit den Meisterstücken von Griechenland und Rom vergleiche ich es zwar eben nicht; denn es empfiehlt sich gerade von der entgegengesetzten Seite.

Ueber dem Grabstein steht ein Crucifix. Unter demselben eine Heerde Lämmer, die an das

Cruci-

Crucifix hinauf gaffen. Mitten unter diesen Lämmern liegt in vollem Ornat der Bürgermeister Kerkering, der krumme Beine gehabt haben muß, betend auf den Knien, und gleichfalls an das Crucifix hinaufsehend. Unten liest man folgende plattdeutsche Inschrift:

Hier unner liegt Hans Kirkering
De so schep up de Föte ging.
O Here! mack em de Schinken liek,
Und help em in din Himmelriek!
Du nimpst di ja de Lämmer an,
So lat den Buck doch ock mit gan!

XI.

Der Sonntagskopf, und der Alltagskopf.

An einem heitern Morgen besuchte ich einst eine sehr liebenswürdige Dame. Sie war eben unter den Händen ihres Friseurs, der sich alle Mühe gab, sie so gut aufzusetzen als des Sonntags, oder für die Assamblee; da sie doch nichts verlangte als eine leichte alltägliche Frisur. Ich möchte einen Sonntagskopf haben und einen Alltagskopf, sagte die schöne Dame, in den Spiegel guckend, etwas brummisch zu ihrem Friseur.

Ich

Ich nicht. Denn mit meinem Alltagskopfe finde ich allenthalben Gehör. Ich mache mir Freunde und Gönner. Man läßt mich geruhig fortschlendern auf der Bahn des Lebens. Man suchet mir nicht Fehler auf. Man weidet sich nicht an meinen Gebrechen. Man freuet sich nicht, wenn Unglück über mich kommt. Man grinset nicht mehr mit den Zähnen, wenn Gott meine Wunden heilt.

Einst setzte ich auch zuweilen einen Sonntagskopf auf; und immer bespritzte man mich mit Koth, immer schmiß man nach mir mit Steinen.

XII.

Was ein Mädchen aus Mismuth that.

Lavater frägt irgendwo: ob alles, was uns fehlerhaft und unvollkommen vorkommt, höhern Wesen, die mehrere Verhältnisse und Verbindungen der menschlichen Natur wahrnehmen und überschauen können, nicht ganz anders vorkommen müsse?

Ein Mädchen im Hannöverischen, ließ sich zu einem Kinde verhelfen. Der Herr Amtschreiber des Ortes, welcher so viele Nachsicht nicht haben mochte, als vielleicht in einem solchen Falle

ein

ein Engel, filzte das schwangere Mädchen capitelvest aus. Das arme Ding weinte bitterlich und sprach: **Ach mein lieber Herr Amtschreiber, ich habe immer Unglück gehabt in der Welt, und was thut man nicht zuletzt aus Mißmuth.**

XIII.

Die Nachwelt.

Sehr selten gehe ich in Hannover um die Ecke des Hauses herum, wo **Leibnitz** gewohnt hat, ohne zu lächeln über den Anspruch von so manchem kleinen — auf die Ehrfurcht der Nachwelt.

Aus diesem Hause gieng das Licht hervor, das Deutschland erhoben hat in den ersten Rang der Nationen. Hier lebte und würkte der Mann, vor dessen Augen das Unermeßliche sich darstellte, wie vor den meinigen die Straße auf der ich wohne. Dessen Geist in der Mitte stand zwischen der menschlichen Natur, und der Natur höherer Wesen.

Und wie fühlet nun die Nachwelt auf der heiligen Erde rund um dieses Hauß, den Schauder unsterblicher Ehrfurcht? An die Mauer, auf welcher die Fenster von **Leibnitzens Studierstube** ruhen, sehe ich alle Tage **pissen.**

XIV.

Der Bienendieb.

Einem Prediger im Oldenburgischen wurden seine Bienen gestohlen. Er ward bitterböse, hielt strenge Nachfrage links und rechts, scholt und drohte wie sichs gebührt. Dies alles half nicht. Endlich lernte er **Lavaters** Predigt, **bey Anlaß der Vergiftung des Nachtmahlweins** auswendig, hielt sie am nächsten Sonntag, warm von der Kanzel, an seine Bauren, applicirte alles was **Lavater** von dem **angeblichen** Nachtmahlvergifter sagt, mit schrecklichem Getöse, auf den Bienendieb. Den Bauern schauderte die Haut, ein Paar Weiber machten Fehlgeburten. Aber die Bienen kamen nicht wieder.

XV.

Etwas von Voltaire.

Mich ärgert nicht, wenn kleine Leute Connexionen suchen, durch alle mögliche Schlüssellöcher der Herzen. Es gehört zur Politik ihrer Classe, daß sie der Kammerfrau, der Kammerjungfer, dem Garderobenmädchen, dem Hausverwalter, dem Kammerdiener, dem Kutscher und dem Papegay die **Cour** machen, wenn diese viel gelten bey

dem

dem gnädigen Herrn oder der gnädigen Frau; und dann hinter ihrem Rücken lachen.

Aber mich ärgerts, wenn Männer von Erziehung auf diesen Katzenwegen gehen, den Staub lecken von jedem vornehmen Fuße, kriechen für jede elende Gnade, immer tanzen nach der allgemeinen Pfeife, immer dem Heiligen des Tages schmeicheln, immer Lob posaunen dem, der itzt in der Höhe sitzt; und wenn er todt ist, oder herabgeworfen von seiner Größe, bey der Erzählung von allem, was er edles und gutes gethan hat, gähnen.

Sie sagen zwar, alles hat seine Zeit. Der Einsiedler auf der kleinen Insel Lampeduse, habe den türkischen Schild ausgehängt, wenn ein türkisches Schiff seiner Insel sich näherte, und beym Anblick eines christlichen Schiffes das heilige Kreutz. Aber eben darum setzte der Herzog von Choiseul, nach seinem Abschied vom Hofe, auf ein Dach, gerade vor den Fenstern seines Schlosses zu Chantoloup, eine Windfahne, und in dieselbe das Portrait des Voltaire.

XVI.

Kraft.

Lange vor den Kraftpredigten, die man uns seit einigen Jahren von den Alpen herab, vom

Mayn

Mayn und von der Donau hält, hat man in Frankreich gesagt: daß nur die Lauigkeit unsers Willens alle unsere Schwachheit macht, daß man immer stark genug ist, das zu thun, was man stark will, daß das Wort Tugend von Kraft herstammt, und daß Kraft die Grundlage ist von jeder Tugend.

Das nehmen jedoch unsere Kraftprediger ganz anders. Kraft haben — heißt ihnen nachbeten in allen natürlichen und übernatürlichen Dingen. In Dramaturgie, Theosophie, Theologie, Philosophie, und Politik, an niemand glauben als an sie. Dies heißen sie vest stehen, dies heißen sie sich anwurzeln; und wer dies (sagt nicht, daß ers nicht kann) nicht will, ist'n schwacher Kerl.

Hundert gegen eins wette ich, armer Schwacher, dennoch, daß sich dieser Predigten niemand mehr freut als der Teufel. Wo fällt ohne Kraft ein Braten in die Hölle? Welche Lehre ist fähiger die Galgen zu behängen? Wars nicht Kraft, als Voltaire auf seinem Sterbebette dem bescheidenen Pfarrer von Saint Sülbice eine Hand voll seines eigenen Kothes ins Gesicht schmiß? Wars nicht Kraft an dem fünfjährigen Buben, der in einem Beckerhause in — vor einem über dem Feuer stehenden großen Kessel voll siedendes

Was-

Wassers teuflischlächelnd auf und nieder gieng, den herumstehenden Leuten sagte, daß sie dem Henker unter die Hände kommen würden, wenn er in den Kessel hineinsprünge; und, da sie ihn wegjagen wollten, hineinsprang, und starb?

Die Hand aufs Hertz, ihr Kraftmänner, ihr Elasticitätsnarren, die alles können, was sie wollen! Welche unter euch, sind die Verherrlicher und Verbesserer der Menschheit, die Reformatoren Deutschlands und der Welt, durch ihre Mannskraft die Ueberflügler aller Nationen und Zeitalter? und welche von euch, Verführer der Jugend, ihre Hinleiter ins Verderben? Hat keiner, so unschuldig auch seine Absicht gewesen seyn mag, Blutschuld auf seinem Gewissen? Hat niemand mit euren Schriften in der Hand, sich eine Pistole ins Hirn abgedruckt, sich ins Wasser gestürtzt, Arsenik verschlungen? Habt ihr die Familien, in Verzweifelung, gesehen; gesehen die schönen blutenden Herzen? Habt ihr die Leichen gezählt? —

XVII.

Liebe für Kästnern.

Unsere Gottschede lieben Kästnern, weil er zuweilen nach würdigen Männern schlägt, die zu

necken sie zu marklos sind. Ich liebe Kästnern auch. Aber deswegen, weil ich in einer Schrift von ihm den erhabensten Gedanken finde, den vielleicht je ein Mensch dachte. Es ist gewiß nicht einerley, sagt Kästner — ob ich den gestirnten Himmel wie eine Gasse mit Laternen ansehe, oder ob ich weiß, das kleinste was ich sehe, ist myriadenmal größer als die Erde — und der, der das alles machte, und regiert, hört auf mein Gebet.

XVIII.

Der Herzog von Chartres und der Ritter York.

Der Herzog von Chartres, Großadmiral von Frankreich, speißte im Frühling 1778 nebst verschiedenen Franzosen, im Haag in Gesellschaft des Englischen Gesandten, Ritters und Generals York. Die Franzosen waren sehr lustig, und sprachen viel von ihren bevorstehenden Heldenthaten, in allen vier Weltheilen, und zumal von ihrer Landung in England. York war ganz still — Sie lachen nicht, sagte ihm der Herzog von Chartres? Bey ihrer Landung, antwortete York, werde ich lachen.

XIX.

Der Vicomte von Noailles, und Herr Elliot.

Der Vicomte von Noailles sagte im Sommer 1778 dem Englischen Gesandten, Herrn Elliot, in Berlin: Gestehen Sies nur, das ihre Nation sehr sehr herunter ist? das gestehe ich gerne, erwiederte Herr Elliot: wir sind so herunter, daß uns nichts mehr retten konnte, als ein Krieg mit euch.

XX.

Ein Wort für Kranke.

Unsere Sitten haben überaus viel höfliches, angenehmes, mildes, gefälliges und liebevolles. Nur scheinen sie mir zuweilen in Absicht auf das Verhalten gegen Kranke nicht genug überdacht.

Kaum ist bekant, daß wir einige Tage zu Bette liegen, so quartiert sich schon ein Dutzend kaltblütiger Besucher bey uns ein. Sie haben kein anderes Geschäfft in der Welt mit uns zu behandeln, als bloß nach unserm Befinden zu fragen. Jeder will die Geschichte der Krankheit wissen, und den Namen des Doctors; und jeder erinnert uns dadurch an unserer Uebel ganze Reihe. Alle Gemächlichkeit fällt weg. Die wichtigsten

Sorgen gegen eine Noth, die oft jede Stunde wächst, werden versäumt. Man spricht sich in ein zehnfaches Fieber hinein, damit nur man der langweilige Besucher nicht Langeweile habe; indeß da man im Grunde seines Herzens denkt, ach verstünde doch dieser Mensch genug Phisiognomik, oder Pathognomonik, oder wie ihr das Ding heißen wollt, um die brennenden Merkmale meines Aergers über seine Gegenwart in allen Zügen meines Gesichts zu lesen.

In einer äußerst beschwerlichen und schmerzenvollen Krankheit erzählte ich, im Jahr 1770, einem dieser kalten Besucher meinen unausstehlichen Verdruß über die langen und unnützen Visiten, die mich vom Morgen bis in die Nacht quälten. Mit einem Hagel von Sarcasmen sagte ich ihm, daß diese Visiten jeden Augenblick mich abhielten, Ruhe und Hülfe bey beständigen Schmerzen zu suchen; vom Morgen bis in die Nacht mich abhielten eine Menge Billette von nothleidenden Kranken zu beantworten, die auf der Stelle müßten beantwortet werden.

Der Mann schnackte mir hierauf noch volle vier Stunden bey meinem Bette von allem in der Welt, was ich nicht wissen wollte, um mir die Zeit zu verkürzen; und läge ich noch itzt zu Bette, so würde er itzt noch schnacken.

XXI.

So muß es seyn.

Die Schicksale eines Arztes und eines Schriftstellers haben viele Aehnlichkeit. Wenn jener aus dem Cirkel der Alltagsläufer und dieser aus dem Schwarm der Alltagsgesichter sich wegdrängt, um sich in der Ferne einen Namen zu machen, so muß er an dem Orte seines Aufenthalts mit der Verachtung kämpfen, ehe er zum Ruhm gelanget; er muß immer erwarten, alle Thoren gegen sich zu haben, bevor er hoffen darf, den Vernünftigen zu gefallen. Diese Schicksale scheinen unangenehm; und doch ist das Durchhauen weniger beschwerlich als der Sieg.

XXII.

Wie machen Aerzte die Gesunden krank?

Kein süsseres Geschäft ist in der Welt möglich, keines das edelmüthiger Seelen würdiger sey, als Kranke zu besuchen, Betrübte zu trösten, Schwache zu heben. Aber auch dazu gehöret mehr Sorgfalt als etwa solche für sich selbst haben, die zwar gesund sind, aber doch von ihrem Arzte eine beständige und tägliche Besucherey, ein im-

merwährendes Laufen, Hüpfen, Schwänzeln, Erkundigen und Forschen nach dem Befinden jedes Theiles an ihrem Leibe verlangen. Zu einem solchen Geschäfte braucht der Arzt keinen Kopf, sondern nur zwey gute Beine. Wenn aber doch diese Damen bedächten, daß durch die ewige Fragerey nach ihrem Befinden, durch diese unablässige Zergliederung ihrer Gesundheit, der Arzt ihre Aufmerksamkeit auf die kleinsten und unwichtigsten Gefühle erreget; ihre Einbildungskraft todtkrank macht; und dieselbe auf keine andere Weise retten, auf keine andere Weise mehr ihr Freund seyn kann, als wenn er ihnen, so oft es angeht, vom Leibe bleibt.

XXIII.

Friede mit der Dummheit.

Operationsmesser, Bastillie, Gift, Dolche und Dominicanerkutten erschrecken mich nicht — in Vergleichung mit dem fürchterlichsten unter allen Menschen, einem wichtigen Dummkopf, mit oder ohne Hosen.

Unter welchem Himmelsstrich, in welchem Lande, wüthet nicht öffentlich, wenn sie kann, — die Dummheit, die als eigentliche Antipode des Verstandes alles verkehrt sieht; jedoch so dreiste

ur-

urtheilt, als ob sie alles deutlich und bestimmt sähe; und die sich niemals einfallen läßt, daß andere richtiger sehen als sie? Utinam una cervix! — dachte ich oft (Gott verzeih es mir) in meiner zu feurigen Jugend, von dieser vielköpfigen Hermaphroditinn; und vielleicht mit besserm Grunde, als von dem Römischen Volke der Wüterich Caligula.

Aber himmlische Ruhe kam auch jedesmal in meine Seele wieder, bey dem Anblick einer einzigen guten That. Freudenthränen quollen aus meinen Augen, so oft ich sah, daß man fürchterlich dumm seyn kann, und doch gut; daß die Seufzer der leidenden Natur auch von rohen Seelen gehört werden; und daß Dummköpfe eigentlich nur Unmenschen gegen solche sind, die in ihre Vorurtheile und Meynungen nicht einhaken.

Gutmüthigkeit ist vielleicht unendlich weniger selten als man glaubt. Viele sind innig gut, ohne es zu scheinen. Ich kenne Menschen mit Engelsherzen, die man für Teufel hält. Beynahe in jedem Busen reget sich ein sanfter moralischer Sinn bey der Darstellung von niedergedrückter Menschen Noth, Krankheit, Schmerzen, Armuth, Blöße, Hunger.

Sehe ich dann die in der Welt so häufig vorkommenden grossen Scenen von Gutmüthigkeit; sehe ich auch nur in einem einzigen Falle an einem Menschen, den ich für böse hielt, Thränen der Erbarmung; ach so lebe ich wieder auf! so liebe ich die ganze Welt! so biete ich meinem ärgsten Feinde die Hand! so verfluche ich alles, was ich hier sage! und gestehe jedem, dem damit gedient ist: ich sey selbst unter allen Dummköpfen der größte! —

XXIV.

Fortschritte des gesunden Denkens.

In keiner Gegend Deutschlands hält man itzt das liberaliter sentire et scribere für ein **Staatsverbrechen.** Unser Zeitalter ist über die Barbarey hinweg, der Zufolge man jede redliche und wahrhafte Aeusserung über irgend einen Punkt von **Philosophie des Lebens** mit einem allgemeinen Fluch lohnte, und mit hundert **Pasquillen.** Das Licht des gesunden Denkens leuchtet immer weiter. Die Zeit bringt alles in die Richte. Edelmuth verdränget immer mehr angebohrne Niedrigkeit und hündische Menschenfurcht. Auch da sagt man itzt die ehrliche Wahrheit laut, wo noch vor wenig Jahren niemand eher

reden

reden oder handeln durfte, bis er sich, durch die ängstlichsten Erkundigungen, versichert hielt, niemand dadurch zu misfallen. Was uns itzt bloß vernünftig scheint, verwünschten und verdammten unsere Großmütter als neu, ungewöhnlich, ausländisch, kühn. Aber unsere Philosophie kehret sich nicht an unsere Großmütter.

XXV.

Gottesspürhund. a)

G. Wie wirds dir, wenn du kommst und siehest die allangebeten Schriftsteller und Gelehrten, zumal den grossen J. in B.? Wie ekelt dir des erbärmlichen Zeitungslobs, und Bibliothekenlobs? Wie lernst du den Ruhm für Koth und Unrath achten?

Ich. Von wem — mein Herr, sprechen Sie so?

G. Dem Teufel — dem Unmenschen — gebührt ein Schlag mit eiserner Faust in sein Gebiß, und Felsenherzen, um ihn, wenn er im Elende schmachtet — der argwohnen darf — ich spreche von einem andern als von dem allberühmten allangebeteten Schwachkopf, dem Rathschreiber Iselin in Basel.

a) Wer und was, zum Theil dieser junge Herr sey, liest man im deutschen Museum von März 1779. S. 284.

Ich. Der die Diamanden nicht gezählet hat, auf Jacob Böhms Miste; der von Gaßnern glaubt, er sey ein dummer aber ehrlicher Quacksalber; der gesagt hat, euer Kraft und Genie-wesen sey eine Pest des Vaterlandes; der durch seine Schriften, in der Stille in manchen mir bekannten Staaten mehr gutes gewürket hat, als Sie, mein Herr, mit ihrem brausen in ihrem Städtchen jemals würken werden; der die Wohlfahrt der Menschheit und der Welt hätte würken können, wäre er gewesen, was er durch Kopf und Herz zu seyn verdienet, Minister an irgend einem der größten Höfe, wie sein Bruder Türgot.

G. Bey Gott, — ich, ich, ich habe gewürket — — — in Straßburg, Weimar, Dessau, Petersburg, und Astrakan — —

Ich. Pillen! — *b*)

XXVI.

Gespräch über den Neid.

Ich. Unter Handwerksgenossen sogar — raisonirt keine Leidenschaft weniger als der Neid.

Er. Desto schlimmer für den Verstand von manchem Arzte.

Ich.

b) Der Jüngling mit dem ich hier die Ehre habe mich zu unterreden, ist (entre nous soit il dit) seiner Profession ein Apotheker.

Ich. Unsinnig ist vollends der Neid, bey dem, der nichts mit uns zu theilen hat. Wenigstens begreife ich nicht, wodurch die Lage eines Arztes — Leute von anderer Profession, in entlegenen Ländern — schmerzt?

Er. Seine Kranken sind vielleicht zuweilen vornehm, vielleicht weit umher verbreitet. Sie verschaffen Connexionen. Sie führen ihn in eine Welt, die nicht die unsrige ist.

Ich. Sie verschaffen Connexionen mit neuen Kranken: und oft drücken ihn schon die alten zu Boden.

Er. Sie bringen Ehre und Gold.

Ich. Ach wenn du wüßtest, wie demüthigend die größte Ehre eines Arztes ist! und dann, wie manche angstvolle Stunde, wie manches schlecht verdaute Essen, wie manche schlaflose Nacht, wie manchen Seufzer, wie viele Thränen, und wie manche Verwünschung einem dieses Bischen zweifelhafter oft so unverdienter Ehre, und dieses elende Gold kostet!

Er. Freund, du möchtest wohl, daß dir die Tauben gespickt und gebraten ins Maul flögen.

Ich. Das nicht. Aber fast alle Menschen ohne Ausnahme, die über ihren Neid nachdenken und sich ihres Neides nicht schämen, sind schwache und niedrige Kerle, die nicht verdienen,

nen, daß man darüber ein Wort mit ihnen verliert.

Er. Giebt es nicht Fälle, in welchem der Neid Achtung verdient?

Ich. Einen weiß ich gewiß. Vor zwanzig Jahren besuchte mich in der Schweiz einer meiner liebsten Freunde, ein grosser Arzt. Wir lebten zusammen in meinem Hause äusserst glücklich. An einem Morgen, der für uns beyde sehr heiter war, fragte mich mein Freund: was und wie ich das ganze Jahr hindurch lese? Ich lese allerley, sagte ich, und excerpire alles, nach Hallers Manier; aber kurz, und dann bringe ichs in eine bequeme Ordnung. Gieb deine Säcke her, versetzte mein Freund. Ich hohlte einige, wies ihm die Einrichtung, und die etwanige Mannigfaltigkeit. Mein Freund sah sehr aufmerksam alles durch, unterhielt sich mit mir darüber, war sehr lustig, und lachte oft. Endlich fieng er auf einmal an stille und trübsinnig zu werden. Ich erhielt mit aller meiner Freundlichkeit und Liebe kein Wort mehr von ihm. Zuletzt brach er in einen entsetzlichen Strom von Thränen aus.

Er. Lachen und weinen sind bey euch Männern aus wärmern Gegenden oft beysammen.

Ich. Diese Scene bestürzte mich äußerst. Ich fragte mit Rührung nach der Ursache dieser Thränen. Mein Freund war sprachlos. Ich bat, drang, beschwur ihn, daß er doch sprechen möge, daß er mir die Ursache seiner Traurigkeit sage.

Er. Was sagte er endlich?

Ich. Er sagte: Ich weine aus Neid.

Er. Edel — —! Und was sagtest Du?

Ich. Ich warf mich auf die Knie vor meinem Freunde, sprang auf, fiel ihm um den Hals, umarmte ihn inniglich, drückte ihn an meine Brust, stürzte selbst in tausend Thränen.

Er. Das nennen wir in Deutschland Empfindsamkeit! — Wie giengs weiter?

Ich. Als ich mich erholet hatte, sagte ich meinem Freunde: Seine Thränen seyn mehr werth, als alle meine elenden Excerpten. Dadurch werde man, vielleicht, am Ende seines Lebens, ein wenig gelehrt; aber niemals klüger! Ich zeigte ihm, ob ich ihn gleich durch meinen Fleiß hierin übertreffe, so übertreffe er hingegen mich unendlich, durch viele wichtige große und nützliche Kenntnisse, die mir gänzlich mangeln; unendlich durch seinen hohen umfassenden Verstand, durch seine feuervolle Beredtsamkeit, seine Vaterlandsliebe, seine Römerseele, tausend edle und beneidenswürdige patriotische Thaten.

Er.

Er. Nenne mir diesen Mann — oder gleich reise ich nach der Schweiz und suche ihn auf.

Ich. Er ist Verfasser der Denkrede auf den Burgermeister Heidegger in Zürich.

Er. Und ist ein Arzt? — —

Ich. Foppe nicht. Ich kenne äußerst edelmüthige Aerzte hier und in ganz Deutschland.

Er. Sed rari nantes in gurgite vasto. —

Ich. Diesen edlen Doctor und einige andere Männer ausgenommen, liebe ich doch die Deutschen itzt ungleich mehr als die Schweizer; und ich weiß sehr gut — warum?

Er. Wir kommen von unserm Zwecke ab. — Also erlaubst du doch zuweilen den Neid?

Ich. Es giebt Fälle in welchen ichs für schändlich halte, nicht neidisch zu seyn; Zu dieser Art des Neides möchte ich alle Menschen ermuntern.

Er. Du schwebst immer in Extremen.

Ich. Weil sie sich berühren. — Oder ists nicht lasterhafte Niedrigkeit und wahre Schwäche, daß man das erhabene Verhalten einer edlen Seele im Unglücke nicht eben so beneidet, wie jede Art von Ehre; und, wenn du willst, eine Reihe von Siegen?

Er. Ich danke für diese Donquichotterie!

Ich. Mir wenigstens wars so zu Muthe, als ich in der Sammlung des Marquis von Montalembert die Briefe des Schwedischen Generals von Hamilton an den Reichsrath von Höpken las; und in den Englischen Zeitungen Burgoyns Brief, an das Ministerium in London, über seine Gefangennehmung bey Saratagoa.

XXVII.

Radotage über Herrnhuter, Pietisten, und den Quacksalber Gaßner.

Herrnhuter und Pietisten — Aug und Herz strebt bey euch (ich gesteh es mit Beschämung) mehr als bey unser einem zum Himmel. Aber, Kinderchen, warum haßt ihr euch?

Die Pietisten übertreiben die Menschheit, anstatt sie zu lenken, und darum scheitern sie so oft. Stromkündigere Steuermänner sind die Herrnhuter. Sie folgen der Natur, nehmen den Menschen in ihren sanften Schoos auf wie er ist, und so verdorben er auch seyn mag. Dann leiten sie ihn, an seidenen Faden, auf Stufen holdseliger Eintracht und tiefen unschuldigen allgemeinen Friedens, zu der beneidenswerthesten innern Ruhe, bey aller menschenmöglichen Thätigkeit, Betriebsamkeit, und Industrie.

Die

Die Pietisten haben zwar auch große Kräfte ausgeübt, zumal in Ostindien. Aber sie sind Aerzte, wie der Quacksalber Gaßner, der erst seine Patienten todtkrank macht, um sie zu heilen; ihnen den Dummheiteteufel und eine Legion anderer Teufel in den Leib jagt, und keinen heraus.

XXVIII.

Radotage übers Genieweſen.

Bey der anitzt in Deutschland allenthalben grassierenden Genieseuche, ist doch Divination von dem, was Jünglinge einst seyn werden, seltener als man glaubt.

Freylich ruft der Pappa oft mit Entzückung: mein Sohn ist ein Genie; wenn der Junge zum erstenmal die Finger ins Licht steckt, oder lachend die Treppe herunter purzelt. Der Hofmeister, der selbst zuweilen leider auch ein Genie ist, sagt den Eltern, wenn die Junkers nichts taugen, sie seyen Genies. Die meisten deutschen Recensenten von der hungrigen Classe sind Genies.

Indeß wurmt es doch auch manchem Vater, wenn er hört: sein Sohn schreibe äußerst eilige Geschäfftsbriefe an Leute, mit denen er zu thun

hat

hat und die ihn nicht kennen, ohne seines Namens Unterschrift, ohne Benennung seines Aufenthalts, ohne Datum; oder auch Briefe an Personen, die für ihn Achtung haben, auf kleine abgerissene Papierwische, die man sonst nur auf Abtritten braucht. Manche Mutter klagt mit Thränen, ihrem von Göttingen — zurückgekommenen Sohne sey keine Suppe gut genug!

Deswegen müßt ihr nicht verzweifeln; denn das ist nur Mode! — Aber wüßt ihr, wenn ihr einen Jüngling seht, der gar nicht nach der Mode seyn soll; der schlecht und einsam seinen Weg fortschleicht; fast immer in Gesellschaften schweigt, indeß andere, die immer schweigen sollten, hunderttausendmal sprechen; mit dem es in Absicht auf Gönnerschaft und Praxis (wenn er ein Arzt ist, wie ich in Hannover einen kenne) nicht recht fort will; und der dann doch, wenn man ihn dazu zwingt, Fragmente zum Entzücken — schüchtern aus der Tasche zieht; wißt ihr was das bedeutet?

Unter Hunderten, die den von uns weg gezogenen Leisewitz, auf den Assambleen unserer Mittelgattung, demüthig und mit gesenktem Angesichte hinter der Thür stehen sahen, sagte dann doch hier und da einer dem andern: dort steht Deutschlands künftiger Robertson und Hume.

XXIX.

Geselligkeit.

Eine Dame in Hamburg erzählte mir, ihre Köchinn scheine etwas galant; und sie habe ihr darum einige sanfte Vorstellungen gegen die heillose Menge ihrer Bräutigame — und die daher rührenden übeln Folgen gemacht. Madamm, versetzte die Köchinn, en Minsche mot en Grund hebben, un wenn et ok en Thunpal were!

XXX.

Gespräch über Physiognomik.

Wieland. Aber, ob Gott will, ist doch keiner von euch so arm am Geist, Lavatern nicht wenigstens den Vorzug außerordentlicher Fähigkeiten — und seinem Physiognomischen Werk den Werth einer Menge neuer Bemerkungen, und weit gränzender Blicke in das was noch unbekanntes Land auf der Karte der menschlichen Erkenntniß ist, einzugestehen? Oder wißt ihr noch — nicht, daß Lavaters Werk nicht das Hirngespinst eines Träumers, sondern das mühvolle Unternehmen eines Naturforschers ist? daß er die Physiognomik nicht wie eine alte Zi-

geu-

geunerinn die Chiromantie, sondern wie ein weiser Mann behandelt hat, der ein neues und fast unermeßliches Feld der Naturgeschichte zu bearbeiten anfängt; und dem die Nachwelt, was sie auch von diesen oder jenen einzelen Theilen oder Stellen seiner Fragmente urtheilen mag, doch gewiß seinen Platz neben Bacon, Locke, Bonnet, und Buffon weder versagen kann, noch versagen wird?

Hottinger. Es ist wahr, unser Herr Helfer Lavater hat ein großes kostbares Werk über die Physiognomik geschrieben. Er möchte gerne Epoche machen, das ist, in großen Bibliotheken stehen; aber es gelang ihm nicht. Vielleicht hat er etwa hie und da, eine brauchbare Wahrheit erwischt, wie die Kaminphilosophen, welche den Stein der Weisen gesucht haben ohne ihn zu finden, manches in der Chymie; und deswegen sollte, nach dem Urtheil des großen Herrn Professor Schlötzers in Göttingen, Lavater auch noch den Stein der Weisen suchen. Kaminphilosophie ist ohnehin in der Lavaterischen Familie angeerbtes Talent. Ach was sind die meisten Kupferstiche in Lavaters Physiognomik, obgleich alle verfertigt von Genieburen? Dies Gekribbel und Gekrabbel hätte er durch ein Wunderwerk in Meisterstücke ver-

wandeln sollen; denn Lavater thut doch Wunder, wie man weiß. Dienstfertige Jungens und physiognomische Mackler brachten zwar, die Rothschaufel in der einen Hand, und die schmetternde Trompete in der andern, aus allen Winkeln — Deutschlands, gegen zwanzig tausend Thaler Subscriptionsgelder für dieses unnütze Werk zusammen; und zeigten jedem der nicht unterschreiben wollte, die Zunge bis an den Schlund. Aber wie gewonnen so zerronnen! Uebrigens Herr Hofrath Wieland, gesteh ich gerne, daß die Physiognomik über meinen Horizont geht, und daß ich davon zu urtheilen nicht vermag. So viel aber kann ich — — begreifen, daß meines Nachbars alte Viehmagd, und mein Herzgen — — zwo Physiognomien von ganz verschiedener Art haben — weiter nichts.

Wieland. Weiter nichts?

XXXI.

Der höchste Stolz.

Der höchste Stolz hängt zuweilen an einem dünnen Faden. Bey deiner Großmutter — an der hündischen Demuth, mit welcher ihr der Hausverwalter ihre Morgenlectüre, den Küchenzettel,

zettel, überreicht; und — bey manchem gepriesenen Herrn Professor, an der Dummheit seiner hochverehrten Herren Auditoren!

XXXII.

Bibliothekare.

Bibliothekare findet man in England und Frankreich eben nicht, die bey der größten Gelehrsamkeit, für ihre Nation auch Häupter des guten Geschmacks sind, und Schriftsteller für alle Zeiten, wie Heyne in Göttingen und Lessing in Wolfenbüttel.

Aber Bibliothekare die Esel sind, — findet man häufig in Italien. Ein solcher Italiänischer Bibliothekar, antwortete einem Kopf von der ersten Classe, dem Ritter Mitchel, (vormaligen Englischen Gesandten bey dem König in Preussen,) auf alle seine Fragen die Litteratur betreffend: Gnädiger Herr ich weiß alles, nur das weiß ich nicht.

Ein andrer Italiänischer Esel dieser Art, sagte ihm: Illustrissimo Signore, ich habe einen Sohn von vierzehn Jahren, der alles in der Welt gelesen hat. Vorige Woche ward er mit den gedruckten Büchern fertig; nun kommt er an die Manuscripte.

XXXIII.

Eislauf und kalte Bäder.

Säumst du noch immer in dem Lehnstuhl beym Ofen, und schläfst
Scheinbar denkend ein? Wecket dich der silberne Reif
Des Decembers, O du Zärtling, nicht auf?

Klopstock, der göttliche Dichter allein — kanns sagen, welche Heiterkeit und Kraft die Seele durch eine kalte, reine und stille Luft erhält. Nur müssen dabey die Gefäße der Lungen gut seyn, und der Mensch nicht geneigt zum Blutspeyen.

Ich bin zu schwach die Freude auszudrücken, mit welcher ich am Anfang dieses Jahrs in Hannover so viele vergnügte Menschen auf dem Eise sah. Unser Winter ist bekanntlich sonst immer traurig, trübe, neblicht, naß, und wenig kalt. Die eingebohrnen des Landes befinden sich überhaupt am besten bey dieser Witterung. Es entstehen weit wenigere Krankheiten von Entzündung; weit weniger Schwindsuchten, wozu wir so sehr geneigt sind, weil wir die ersten Spuren derselben, die langen Husten und sogenannte Catarrhe so sehr versäumen, oder auch nicht gleich gehörig behandeln (wie mein liebster seliger Herzensfreund Sul-

Sulzer in Berlin; um dessen Tod jeder deutscher Gelehrte mit mir trauert). Hingegen leidet man bey dieser Witterung desto mehr an denen bey uns itzt so sehr verbreiteten Nervenkrankheiten. Die kalte Zeit, so sehr auch diese die Nervenkranken ermuntert, ist indessen für uns Hannoveraner immer die gefährlichste, und vielleicht am meisten, wenn sie oft mit sehr warmer Witterung abwechselt. Wir hatten außer den gewöhnlichen übeln Einflüssen des Frühlings, (der fast immer die ungesundeste und doch hier so wenig gefürchtete Jahrszeit ist,) diesen Zustand im Märtz und April dieses Jahrs; und vermuthlich darum sagte im April einer von unsern vortrefflichen Practicis: nun haben wir alle Krankheiten, ausgenommen die Pest.

Der Eislauf erregte indeß im Monat Januar in der Stadt Hannover einen allgemeinen Jubel. Eine Gleichheit des Bedürfnisses machte fast alle Stände gleich. Alles näherte sich der (von der unsrigen vielleicht etwas verschiedenen) Rangordnung im Himmel. Unser ganze und unser halbe Adel; unser dritte, vierte, fünfte, sechste, siebente, achte, und neunte Rang; Menschen von jedem Gehalt und jedem Alter, ließen sich, vermischt und durch einander, in kleinen Schlitten auf dem Eise herumtreiben, und kreutzten sich

pfeilschnell. Von allen purzelte bald eine da, bald einer dort. Bald sah man ein Paar altadeliche Beinchen in der Höhe, und bald ein Paar bürgerliche. Alle, und zumal unsere junge Herren, waren dabey heiter, froh, lustig, leidenschaftlich, und kühn.

Mir fiel zuweilen die Grille ein: ob die Aerzte gewisse Kranke im Sommer nicht eben so nach Norden schicken sollten, wie im Winter nach Süden? Ich weiß zwar sehr wohl, daß es des Sommers in Petersburg zuweilen eben so warme Tage giebt als in Brasilien; aber diese Witterung ist nicht von Bestand, und von derselben ist auch hier nicht die Rede; denn ich spreche von angenehmer kalter Luft.

Der Bruder Johannes (adoptirter Baron von Watteweil; Zinzendorfs Schwiegersohn) sagte mir im Jahr 1777 in Pyrmont, wenn man eine Akademie von Philosophen errichten wollte, deren einzige Bestimmung seyn müßte, neue Wahrheiten zu erfinden, so wäre dazu, wegen der herrlichen Sommerluft und der unglaublichen Kraft, die ihre Reinheit und Elasticität der Seele gebe, kein Land in der Welt so gut wie Grönland. Ich weiß auch, daß der Pater Hell die erschrecklichste Hypochondrie an der äussersten Spitze von Norwegen in dem öden Wardehus verlor.

Klop-

Klopstock predigt den Eislauf mit der Salbung eines Heidenbekehrers, sagt ein Genie von der ersten Classe, mein Freund Sturz. Beynahe alle wahre Genies schwimmen und plätschern in eiskaltem Wasser, oder schreiten, wie der Domherr von B. — zum größten von allen Consortativen, und baden sich nach Mitternacht im Thau.

Als der deutsche Homer, der Graf von Stollberg, mit seinem edlen Bruder und dem Baron Haugwitz, im Sommer 1775 die grosse Reise über die Schweizerischen Alpen machten, und hinkletterten, wo kein Schweizer (die Gemsjäger ausgenommen,) niemals hingeklettert ist; badeten sie sich alle drey, jeden Tag mehr als einmal, mitten im Schweise in dem Wasser der Eisgebürge. Ich sah sie nach dieser Reise, als sie eben von den Boromäischen Inseln zurückkamen, in Genf; ihr Antlitz war mit den Rosen der schönsten Jugend bedeckt, und ihr ganzes Wesen verkündigte Liebe, und keusche Kraft.

Sie bedienten sich nachher auch der kalten Bäder noch oft in Zürich bey ihren Spatziergängen an dem dasigen herrlichen See. Lavater gieng oft mit ihnen. Aber die reine, jungfräuliche, unschuldige Seele erschrack — und verbarg sich zwischen die Bäume, sobald als die

Stollberge etwas nackendes erblicken liessen. Dem ungeachtet gab der arme Lavater den Bauren umher ein so schreckliches Aergerniß, daß sie ihn ohne Barmherzigkeit bey dem Consistorio in Zürich verklagen wollten, weil er öffentlich mit Wiedertäufern umgehe.

Kalt badete sich Göthe in Weimar, mitten im Winter, unter freyem Himmel; und als ihm einst dabey, in seiner Nacktheit, eine Colik befiel und er kein trocknes Hemd hatte, zog der gute Wieland bey der fürchterlichsten Kälte sein Hemd aus, gab es Göthen hin, und gieng mit ihm, eine Stunde weit, ohne Hemd wieder nach Weimar zurück.

Ich mag zur rechten Zeit und an gehörigem Orte die kalten Bäder viel lieber leiden, als die aus vielen unserer neuesten deutschen Schriften eingeschlurften Kraftsuppen deutscher Mannheit, die mit ihrer Würze die Eingeweide und den Verstand verbrennen. Wo das Blut schon eine beissende Schärfe hat, verschreibe ich nicht Kraftsuppen. Auch da, wo es gewaltig zum Kopfe lodert; wo man wegen unreinen und verstopften Unterleibes Krämpfe hat, die uns ein Arcadien träumen lassen in Westphalen; uns in Idealwelten hinaufschrauben und in metaphysische Luftschlösser; dem Knaben alles nur einseitig

seitig darstellen, und jedem bessernden Gedanken stolz und nagelfest widerstreben; kurz, wo die Spannung der Nerven schon zu gewaltsam ist — verschreibe ich meinen Kranken eben so wenig kalte Bäder, als Doctor Ratzeberger dem Pastor Gedeon.

XXXIV.

Physiognomisches Recept.

Vielleicht kennen wenige meiner Leser, und zumal solche, die Griechisch verstehen, einen grossen dickbauchigten weltberühmten Professor der Griechischen Sprache in Zürich.

Dieser Nachfolger im Lehramte Breitingers (jenes mit Bodmern, Hallern, und der nun in Sachen der Dichterey ziemlich altmodisch gewordenen Vernunft — so berühmt gewesenen Einwürkers in den Geschmack der Deutschen,) wollte, wie mir Göthe sagte, den Sophocles übersetzen; und — konnte nicht.

Da machten ihn die Zürcher zum Wiederhersteller des guten Geschmacks auf ihrem Gymnasio. Der Herr Professor und sein Bauch — bestiegen also feyerlich den Katheder, und brummten eine Antrittsrede gegen Lavater — über das Sapere aude, die so anfieng.

"Au-

„Auditores! Setzt einem antiken Kopfe des Cäsars, oder des Pompejus, oder des Cicero — die runde Peruke eines Dorfschulmeisters auf, so werdet ihr sehen in dem Gesichte des Cäsars, in dem Gesichte des Pompejus, in dem Gesichte des Cicero, eines Dorfschulmeisters Physiognomie —

XXXV.

Urtheile über Lavater.

Vor einigen Jahren war viel Redens von Lavater. Ich hatte damals die Ehre bey dem Herrn Landdrost von — zu — mit Ehrnprediger Bitendûvel, Ehrnprediger Schinking, Ehrnprediger Surland, und vielen andern würdigen Männern ihres Standes zu speisen. Ehrn Birendûvel hatte mich schon seit zwey Stunden von nichts unterhalten als von Lavater — und mit grosser Vernunft; indeß da die übrige Gesellschaft sich gütlich that, und die Gaben Gottes und unsers gnädigen Herrn Landdrosts mit stiller Dankbarkeit verzehrte. Aber unversehens fragte Ehrn Surland, äusserst laut, von dem andern Ende der Tafel: Ist das der Lavater — der Windbeutel, der die Aussichten in die Ewigkeit geschrieben hat? Nein, schrie

der

der gnädige Herr Landdrost, der noch gar nicht seine volle Portion Rheinwein im Leibe hatte: es ist der Kerl, der das dumme Zeug schreibt von die Gesichter.

XXXVI.

Etwas von Vipern.

Ein witzig — seyn wollender Kopf hatte vor zwanzig Jahren eine Pasquille auf mich geschrieben, voll Schiefheit und Brutalität. Ich erkannte ihn auf den ersten Blick. Einige Zeit nachher hatte ich die Ehre mit diesem witzigen Herrn zu speisen. Wir sassen einander im Gesichte. Er schnüffelte viel von Naturhistorie. Kennen Sie eine Eigenschaft der Vipern, fragte ich den witzigen Herrn? — Man läßt sie beissen, zwanzigmal, dreyßigmal nach einander; dann verlieren sie ihren Gift.

XXXVII.

Gegen Göbhard und Consorten.

Den Bücher Nachdruck, wodurch ein unsichtbares Heer von ehrlichen Räubern die besten Köpfe Deutschlands in Kummer und Armuth wirft, setzte Sulzer — in eben die Classe mit dem

dem Stehlen eines Pfluges. Wie der Pflug nicht kann in einem Schrank vor Dieben verschlossen werden, schrieb er mir, so wird auch ein Buch nicht anders genutzt, als wenn sein Eigenthümer es ins Publicum verbreitet. Deswegen bleibt es doch sein Eigenthum.

XXXVIII.

Höflichkeit eines Studenten.

Ein junger Herr kam eben von der Universität zurück. Sein erster Schritt in die grosse Welt, war, bey einer sehr schönen Dame, ein Wochenbesuch!

Der junge Herr besichtigte erst wie ein Jaun die Mutter; nachher das Kind — und sagte dann ganz laut: Von dieser Würkung möchte ich wohl die Ursache seyn?

Lieber alles in der Welt, (versetzte die Dame etwas schnippisch,) als eine Ursache die eben von Göttingen kommt.

XXXIX.

Grobheit eines Professors.

Im vorigen Jahrhundert sagte ein redlicher Dummbauch — übrigens Bürgermeister und Prä-

Präsident des akademischen Senats in einer bekannten Schweizerischen Stadt, zu einem Professor: Glaubt mirs — Herr Professor! — Gelehrsamkeit macht nur Pedanten, und ohne alle diese Schnürkeleyen gelangt man in der Welt zu allem.

Das ist wahr, antwortete mein Landsmann: davon sind Euer Gnaden der Beweis!

XL.

Engel Gabriel und Ich.

Ich. (Die Scene in der hintern Stube im Posthause zu Hameln. Ich etwas steif von der Reise. Also nur ein Bein an der Erde, das andere auf zwey elenden Stühlen, und den Kopf am Tische auf den Ellbogen gestützt, auf die Postgäule laurend.)

Engel Gabriel. (kommt durch ein zerbrochenes Fenster geflogen, und frägt:) Glaubst du an den lieben Gott?

Ich. (zitternd — wie ein Laub im Sturmwind) Ja!!

Engel Gabriel. Glaubst du an das ewige Leben, und an eine Vergeltung des Guten und Bösen?

Ich. Ja!

Engel Gabriel. Glaubst du an den Pabst?

Ich. Nein.

Engel

Engel Gabriel. Glaubst du an eine allein seligmachende Kirche?

Ich. Nein.

Engel Gabriel. Glaubst du an die Physiognomik?

Ich. Nein.

Engel Gabriel. Glaubst du an die Pathognomik?

Ich. Ja.

Engel Gabriel. Aber woher entstand der Teufels Lärm, der uns voriges Jahr aus allen Gassen in Göttingen — in den Himmel scholl?

Ich. Weil ich wollte aus Liebe für Lavater einem Professor Mores lehren.

Engel Gabriel. Du bist ein zu warmer Freund!

Ich. Geht wohl an. — Aber froh bin ich doch itzt, daß ich eins nicht that.

Engel Gabriel. Was?

Ich. Bist du in Zürich gewesen?

Engel Gabriel. Allerdings. Aber Gaßners Teufel haben mich von da weggebissen!

Ich. Du kennst also doch wohl die schöne Promenade, längst der Limmat, im Platz genannt?

Engel Gabriel. Spatzierte da zuweilen des Sonntags.

Ich. Und ich spatzierte da im Jahr 1775 mit Lavatern auch an einem Sonntag. Da erblickte ich von Ferne einen dünnen, langen, hübschen jungen Herrn; schwarz gekleidet, rund frisirt, fein gepudert, einen sehr artigen Jüngling; sah aus wie ein französischer Abbe' und saß da auf der Bank, als wenn er dächte! — Herr Jesus, Herr Jesus, sagte Lavater: da ist der Professor Hottinger!

Engel Gabriel. Wir haben im Himmel nicht die Ehre den Herrn Professor Hottinger zu kennen. Wer ist das?

Ich. Der Verfasser von Selkofs Briefen an Welmar, die man in den Göttingischen Anzeigen so sehr lobt; und in Zürich unter allen Feinden Lavaters der größte — so wie meiner in Deutschland der Herr Professor . . .

Engel Gabriel. Je vous comprends!

Ich. Da sagte zu Lavater: willst du, daß ich — geradezu auf den Professor Hottinger loßgehe, ihn bey der Gurgel fasse, sodann in die hier vorbeyfliessende Limmat schmeisse, und gleich beym Bein wieder herausziehe?

Engel Gabriel. Herr Hofrath vous auriés fait là une insigne sottise!

Ich. Herr Gabriel Concedo! — Bitte aber anbey auch zu bemerken, daß es mit der Enthusiasterey ist, wie mit der Liebe. Beyde haben unstreitig ihren ersten Ursprung in des Menschen thierischer Natur. Beyde wurzeln in Fleisch, Blut, Saft, und Kraft. Aber beyde — verbreiten ihre Aeste, hoch über der körperlichen Welt, in der Sphäre höherer Wesen; und bringen daselbst unvergängliche Früchte zur Reife. —

(Engel Gabriel fliegt, ganz content, zum Fenster hinaus; und ich reise nach Pyrmont.)

XLI.

Der Fuhrmann in Norwegen.

Die Normänner, zumal die in dem nördlichen Theile Norwegens, sind herrliche Leute. Mein alter grosser Freund, der Doctor Oeder, bekanntlich einer der tiefsinnigsten und vielfassendsten mathematischen Köpfe in Europa, übrigens ein ziemlich kaltblütiger Philosoph, wird immer nicht nur warm, sondern heiß, wenn er von dem Edelmuthe der Normänner spricht. Bekanntlich hat Herr Oeder zwar der Botanik wegen, in verschiedenen Jahren ganz Norwegen bereiset, und durch seine Pflanzengeschichte der Däni-

schen

schen Staaten seinen Namen verewiget. Aber seines Geistes wegen, nahm ihn der große Minister von Bernstorf bald nach seiner Rückkunft in das Departement der Affairen von Norwegen, als Menschenkenner und Staatsmann. Und dem zufolge ward er, der Doctor Oeder, im Jahr 1772 zum Stiftsamtmann von Drontheim ernannt.

Ein großer Kräuterkenner und ein lieber Mann, Herr Professor Weber in Kiel, erzählte mir heute: als er letzten Sommer eine Reise durch die Gebürge von Norwegen gethan, habe er auf der Landstrasse einen Mantelsack liegen gesehen. Da hat jemand seinen Mantelsack verlohren, sagte Herr Weber zu seinem Fuhrmann? Dieser erwiederte: der konnte wohl seinen Mantelsack nicht fortbringen, und hat ihn hier liegen lassen! Herr Weber versetzte, dis sey aber doch gefährlich? Nein, sachte der Fuhrmann lächelnd: denn wer wollte in Norwegen einen Mantelsack stehlen?

XLII.

Des Menschen Leben.

Bey der schönsten Witterung war ich im August 1775, in der mir unvergeßlichen Gesellschaft von drey liebenswürdigen Hannöverischen Damen, und eines edlen Biedermanns und Staabsofficiers unserer Armee, auf einer kleinen Barque, unter Wimpeln die ein leiser Zephir trieb, im Hafen zu Genf, vergnügter als kein König.

Im August 1776 sah ich zu meinen Füßen das Ufer des Baltischen Meers. Einige Tage nachher fragte ich im Hafen zu Kiel, einen Russischen Schiffer: mein Freund, wie bald wollen Sie mich nach Petersburg liefern? — Rasch und laut, wie ein wahrer Seemann, erwiederte der Russe: Herr, bey diesem Winde in sechs Tagen!

Mein Gott, mein Gott, sagte ich zu meinem Herzensfreunde, dem Hofrath von Reiche (dessen Gesellschaft ich mir in Hannover zu dieser Reise ausgebeten hatte, und der den Frühling nachher in meinen Armen starb): welche Abänderungen von Scenen in so kurzer Zeit; — ein wahres Bild unsers Lebens! Heute hier, und Morgen in der Ewigkeit!

XLIII.

Alcimna und Milon.

Alcimna. Der Baum, der mich sonst freute, mir freundlichen Schatten gab, ist eine Eiche worden, und hat für mich keine Blätter mehr.

Milon. Schöne Blätter hat die Eiche; es läßt sich sanft darunter ruhn. Alcimna, denk an den Eichwald, wohin wir oft giengen, Hand in Hand.

Alcimna. Ich pflegte jenen Baum so gern. Nun, da er ein Eichbaum ist, stößt er mich zurück, wenn ich an ihn mich lehne.

Milon. Der Eichbaum stößt dich nicht zurück. Aber er schüttelt seine Zweige mächtig — im Sturm.

Alcimna. Er schüttelt mächtig seine Zweige, daß die Früchte mir im Fallen weh thun.

Milon. Er läßt nichts fallen, daß Alcimnen weh thut. Leise zwischen den Blättern hinab, gleiten seine Frücht' in ihren Schoos.

Alcimna. Laß mich! —

Milon. Laß mich noch eine Weile seyn — was ich dir scheine. Laß mich die Kraft meines Arms versuchen, gegen — die Räuber. Ach! wie lange war mein Arm gelähmt! — Es geht

bald vorüber. Dann komm ich wieder zu dir, dann weid' ich wieder deine Heerden. Sieh, dann ist dieses Herz (daß dir itzt wild und hart scheint) sanft wie deine Lämmer.

XLIV.

Herder.

Was Gelehrte über Dinge von Gelehrsamkeit gegen Herdern, diesen Adler unter den deutschen Genies, ersinnen, prüfe wer kann. Hier nur das. Mir hat Moses Mendelssohn gesagt; er finde in Herders ältester Urkunde des Menschengeschlechts — Schätze von tiefer vor ihm nie verstandener Wahrheit, und einen ganz neuen zur Aufklärung der heiligen Schrift vor ihm sonst durch niemand erreichten Orientalischen Geist.

Warum aber ein flacher wässerichter, in der Reihe der Wesen so tief unter Herdern als die Erde unter dem Himmel stehender Alltagsseripler, irgendwo im Hannöverischen Magazin, Herdern einen großen Queerkopf — nennt; warum man diesen Pfeiler der deutschen Orthodoxie, für den größten Heterodoxen ausgiebt, ohne jemals auch nur einen einzigen Grund dafür

für zu sagen; warum man itzt, da er in Weimar, in der wahren edlen Mitte guter Sitten, in der Einfalt, Würde, Göttlichkeit und erhabenen Ruhe seines Standes lebt, durch Deutschland und die Schweitz verbreitet hat: er steige in Stiefeln und Sporen auf die Kanzel, reite nach jeder Predigt dreymal um die Kirche in Weimar; und jage dann, mit der Peitsche klatschend, in vollem Gallop wie ein Turnierritter, zu Tempel und Thor hinaus — bedarf dies einer Erklärung?

XLV.

Der Graf von Verelst.

Der Graf von Verelst, viele Jahre hindurch Abgesandter bey dem itztregierenden König in Preussen, schien mir ein Mann von trefflicher Erziehung, großer Cultur, vielem Geist, unendlicher Welterfahrung; aber gleichwohl, in einigen Artikeln, noch immer — ein Holländer!

Während seines Aufenthalts in Pyrmont, im Jahr 1772, war ich sein Arzt. Ich bin oft krank, sagte er mir einst, und kann mich doch an die Manieren sehr vieler von euren deutschen Aerzten nicht gewöhnen. Die sind ja ganz artig —

antwortete ich. Ja pardieu, erwiederte mir Verelst, gleich überwältigt mich der Zorn — so bald mir einer sagt: Euer Excellenz werden die Gnade haben, diese Symptomata nicht zu vernachläßigen. Euer Exellenz werden die Gnade haben, nur diese wenigen Tropfen oder Pillen zu nehmen. Euer Exellenz werden die Gnade haben, hierauf zu schwitzen, zu Stuhle zu gehen u. s. f.

Was noch das ärgste ist, setzte mein Holländischer Graf hinzu: es entgieng mir einst in Gegenwart eines deutschen Arztes ein ziemlich lauter Wind. Der Arzt, weil er bey einem deutschen Hofe in Diensten war, befand sich in Absicht auf die Etiquette, die in einem solchen Falle zu beobachten seyn möchte, in entsetzlicher Verlegenheit. Niemals würden Sie — errathen, was er that? Er machte eine große Reverenz!

XLVI.

Witziger Einfall.

Im Frühling 1770 war ich, seit bald zwey Jahren, in der allertiefsten Schwermuth; tiefer in dieselbe versunken, als vielleicht kein Gefangener in dem engsten unterirdischen Kerker.

Man

Man verlangte viel von mir, und meine Gesundheit war vernichtet. Ich konnte nie ohne Todesangst und Todesgefahr in einer aufrechten Lage meines Körpers essen. Mein einziger Trost und meine einzige Stütze, meine Frau, lag seit vier Monaten an den erschrecklichsten Gichtschmerzen. Sie war lahm. Sie hatte ein Lungengeschwür. Das Fleisch fiel ihr in Stücken vom Leibe. Dieß alles ertrug die sanfte Seele mit himmlischer Geduld. Sie weinte und betete nur für mich.

Ein Regimentschirurgus, der mich täglich in Thränen der Verzweiflung sah, wollte mich aufmuntern. Er bat mich zum Essen. Ich wäre damals lieber an den Tod gegangen, als bey jemand zum Essen. Indessen aus Furcht das der menschenfreundliche Mann mich unrecht verstehen möchte, nahm ich die Einladung an. Er bat zugleich einen sehr rechtschaffenen und frölichen Prediger; einen Fremden; und einen witzigen Kopf. Die Gesellschaft war sehr lustig. Der witzige Kopf gab einen matten Schwank nach dem andern hervor. Ich war ganz stille, und lachte nie. Den witzigen Kopf verdroß mein Kaltsinn. Daher sagte er endlich ganz laut: alle berühmte Männer sind sich doch von einer Seite gleich; presentia minuit famam!

XLVII.

Eine Krankengeschichte.

Res est sacra — Miser!

Liebe des Vaterlandes, o Gott, welches Gefühl für einen Schweizer, der daran krank liegt! —

Welches Gefühl — für den der getrennt ist, von jeder Liebe seiner zarten Jugend; getrennt von jener unaussprechlichen Majestät der Natur; jener erhabenen Wildheit, mitten über lieblichen Trifften, und Hügeln von mannigfaltigem Grün; jenem Ausguß von Riesenschönheiten, zwischen blumichten Thälern; jenen unabsehbarn Reihen in weissem blauem und rosichten Glanze sich erhebender Himmelspfeiler — an Ufern spiegelglatter, friedsamer Seen, auf deren Oberflächen ihre Bilder glänzen; getrennt von allen Freunden seines Sinnes, seiner Denkungsart, von allen Vertrauten seines Herzens; getrennt von allen die ihm gutes gethan, und gutes von ihm erwartet; getrennt von allen die ihn segneten, und allen die ihn verstanden.

Ach die Erstarrung der Seele, die Lähmung jeder Kraft, die allgegenwärtige nirgends wegbleibende Traurigkeit, die Todeskälte beym ersten

Auf-

Aufenthalt in einem Lande von ganz anderm Anblick, ganz anderer Denkart, ganz andern Sitten und Gebräuchen, ganz anderer Sprache, kann kein Mensch fühlen; kein Mensch begreifen, dessen Geist in die Schwermuth dieser Liebe — nie versank! —

Oder fühlest du, — wie weh es thut, **Mann** zu seyn, und in den gemeinsten Dingen des Lebens **Kind** zu scheinen? — Fühlest du — wenn aus schwarzen verborgenen Höhlen, Niedrigkeit in diesem Tode alles Lebensgeistes, gegen uns wütet, wie das bestürzt und schmerzt? — Wie es dann jedem alten Weibe, jedem Elenden, leicht wird den Schwermüthigen zu zerdrücken? — Wie leicht alsdann des Neides Arglist, und seiner Bosheit, und seinen Rotten, jeder Dolchstich, in die Brust armer miskennter Unschuld? — **Das alles fühle ich** — und soll an den Gedanken meines Vaterlandes nicht geheftet seyn, bey jedem Blick des Auges, bey jedem Athemzug, bey jedem Fußtrit *a*). —

Helvetier! — aber anitzt arme kranke Seele, höreſt du keinen Trost? — Du höreſt ihn nicht. Todt biſt du; todt für die Empfindung des Glückes, das dir wartet; für jede Hoffnung!

Zer-

a) Ubicunque, instat ac urget; ac ubicunque te verteris, persequetur.

Zerbrochen, zermalmt sind meine Nerven. Das Maas meiner Leiden ist voll. Sieh an, den Elenden — wie er liegen muß! Es ist genug. Sieh diesen blutenden Engel, diese Martyrerinn — für mich! — Sieh uns alle an, wie wir aus Harm wegsterben! — Das Mark meiner Seele empfindet nichts. Nichts als Schwäche, Angst, Pein, Verzweiflung; keinen Wink des Himmels, keine Aussicht. Ich sehe keinen Lichtstrahl des Lebens! Schwarz, schwarz, schwarz ist die ganze Schöpfung umher. Die Sonne nicht helle, die Erde nicht grün, kein Frühling. Ich ersticke, ich ersticke — unter diesen Nebeln: in diesem Sumpf, den ich durchwaden soll, jeden Tag!

Freund! Du lebst, und wirst auch hier leben in einem Lande der Freyheit; im Lande eines ganz Brittischen Königs, der hier Vater ist; dort Menschenfreund, Bürger, Mensch. Du hast hier die mildeste Regierung. —

Ich dachts, und floh die ausgeartete Schweiz! — Aber ausgelöscht ist jenes antirepublikanische Hohnlächeln der Hölle! Vergessen diese Narben — empfangen im Lande der Freyheit, von Feinden der Freyheit! O wie bin ich itzt ein armer Sklav der Liebe, ich ehemals Starker, Unerschrokkener, Kühner! Liebe glüht in jedem Hinblick zu dir,

mein Vaterland! Liebe, allumfassende Liebe für jeden Tropfen Zeit im Umgang Schweizerischer Despoten, gäbe ich hin; alle meine Habschaft um diesen Trunk Wasser — aus einer Schweizerquelle!

Ausgelitten, ausgefochten hat er, und — überwunden. Sein Mund ist frölich, sein Herz ist kühn: er deucht sich wieder jung, wie ein Adler! Er fliegt heim, ins Vaterland! Siehts vom Rhein zur Aar, zur Limmat, zum Rhodan! Muß zurück. Denkt an Deutschlands Gränze, unweit Basel, an Georg den Dritten — und weint seine letzte Thräne.

Schreiben des Herrn Hofrath Kästner zu Göttingen an das Intelligenz-Comtoir zu Hannover.

Da man kein Bedenken getragen, die mich betreffende Stelle im Hannöverischen Magazin 39 St. 1755 *) drucken zu lassen: so bin ich berechtiget zu fordern, daß Beyliegendes, nächstens muß eingerückt werden.

Göttingen,
den 16. May, 1779. Kästner.

*) Siehe S. 33.

Von

Von dem Hrn. Verf. der kleinen Aufsätze

Hannöv. Magaz. 39. St. 1755.

Fodere ich, daß er öffentlich die Gottschede nennt, die mich deswegen lieben, weil ich nach würdigen Männern schlüge, und daß er öffentlich die würdigen Männer nennt nach den ich schlage. Auch daß er sich selbst nennt.

Göttingen,
den 16. May. 1779. **Käſtner.**

Antwort des Verfassers der kleinen Aufsätze über verschiedene Gegenstände an Herrn Hofrath Käſtner.

Der Name der Gottschede, die ich meyne, heißt **Legion!**

Ein sehr würdiger Mann, nach dem Sie zu wahrem Mißfallen einer Menge rechtschaffener Menschen, in dem 117. Stück der Göttingischen Anzeigen von 1778, geschlagen haben, heißt **Johann Andreas de Lüc, Lector Ihrer Majestät der Königinn von Großbrittannien.**

Haben Sie hieran genug?

Hannover,
den 19. May. 1779.

Johann Georg Zimmermann.

Frag-

Fragment
eines gedruckten Schreibens des Hrn. Verfassers an Hrn. Hempel Königl. Dänischen Regiments Chirurgus zu Fuß, datirt Hannover, den 15. Nov. 1778.

Zur Erläuterung einer Stelle in nachstehenden Brief und vorstehenden Aufsätzen zu grösserer Empfehlung.

Ich schreibe, heißt es, seit sieben Jahren nun freilich ohne alle Gefahr, jedoch nur selten ohne Qual und Schmerz. Ich kann auch nie zu einer andern Zeit anhaltend die Feder führen als des Morgens; und dies erst seit einem Jahre.

Aber leider gehöret der Morgen niemals mir allein. Er kommt mit Angst, und verschwindet mit Schrecken, wenn man immer, bey dem was man thut, sich vorwirft was man unterläßt. Ich kann nicht an Kranke schreiben wenn ich zu Kranken gehe. Wenn ich aber auch je-

den Morgen diejenigen Briefe von Kranken beantworten könnte, die die gröste Eile haben, so giebt es doch ausser diesen auch solche, die tausenderley erwartete und unerwartete Geschäfte, Pflichten, Gefälligkeiten, Aufträge, Bitten, Zudringlichkeiten, und Impertinenzen betreffen. Auch hier muß ich wählen; und ich wähle nie das Geschäft das mich am meisten freut, sondern dasjenige das mir zunächst auf dem Leibe liegt, das mich am meisten peinigt und drückt. So versäume ich oft die wichtigsten Kranken und die interessantesten Angelegenheiten aus manchem entferntem Lande. So bleiben immer eine Menge sehr schöner Briefe von Gelehrten — liegen. So ersticken in mir, zumal die Antworten auf die Briefe meiner ältesten und besten Freunde, gegen die ich Geist und Herz so ganz ergiesse. Und so werde ich jedes Jahr, wenn ich berechne was ich nicht bezahlen kann, für die Hälfte aller an mich geschriebenen Briefe, bankrott.

Gegenantwort

an

Herrn Hofrath und Leibmedicus

Zimmermann

in

Hannover.

Supplement

zum 39 und einem der nächstfolgenden Stücke des Hannöverischen Magazins für jetztlaufendes Jahr.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-20381/fragment/page=0084

Auf meine Frage: Wer die Gottschede sind, die mich lieben sollen weil ich nach würdigen Männern schlüge? antworten Sie: Der Nahme dieser Gottschede ist Legion.

Meine Frage, war ernsthaft; und der Unterschied zwischen Ihnen Herr Hofrath und Leibmedicus, und mir, ist weder an Gelehrsamkeit noch an Range, so groß, daß Sie sich deßwegen herausnehmen dürften, einer ernsthaften Frage von mir, mit einem Spaasse auszuweichen.

Bey Legion, haben Sie ohne Zweifel nicht an Lipsium de militia romana, sondern an die Bibel gedacht. Es muß Ihnen allerdings frey stehen, daß Sie glauben witzig zu seyn, wenn Sie einem Teufel, oder nach der neumodischen Exegetik, einem Rasenden, nachsprechen.

Gottsched ruht nun schon so lange, daß seinen Nahmen zum Spotte zu brauchen, keinen Possen mehr giebt. Er war mein Lehrer und Gönner, ich verunzweyte mich mit ihm, aus keiner andern Ursache als wegen Hallers; (ein

Nahme den ein vorgesetztes von nicht grösser macht).

Dieser Haller, der so viel gerechte Ursachen hatte, mit Gottscheden unzufrieden zu seyn, hat soviel mir bekannt ist, in öffentlichen Schriften, nie was übels von Gottscheden mit Nennung desselben Nahmens gesagt.

Er hat auch gelehrte Streitigkeiten gehabt, und sie zuweilen mit Heftigkeit geführt, denn er war Mensch; Aber er hat sie so geführt, daß man aus seinen Schriften was in der Sache lernte, wenn man übrigens für ein H. in Göttingen oder Bern, nicht mehr Prädilection hatte, als für ein H. in Jena, oder ein H. in Wien; Schimpfwörter auf seine Gegner, Schmähungen ihres moralischen Charakters, Begegnen, als ob er von einer Höhe auf sie herab sähe, das hat er sich nie verstattet; Zu schreiben: Er habe sie mores gelehrt; dazu hatte er selbst zuviel mores.

Von Ihrem Lehrer, kehre ich wieder zu Ihnen Hr. Hofrath und Leibmedicus.

Juristisch habe ich wohl kein Recht Sie zu Beantwortung meiner ersten Frage zu zwingen, und da Sie sich durch andere Pflichten nicht dazu wollen anhalten lassen, so befriedige ich mich damit daß Sie darauf gehörig nicht antworten wollen oder können.

Auf

Auf die zweyte: Nach wem ich geschlagen habe? und auf die dritte, welche des Verfassers Nahmen zu wissen verlangte, der mir: Schlagen nach würdigen Männern schuld gab, haben Sie ordentlich und bestimmt geantwortet. Ich erkenne dieses mit Danke, und für das Verfahren eines redlichen Mannes, der sich nicht scheuet zu bekennen was er geschrieben hat.

Ein Sinngedicht von mir an Hrn. Prof. Lichtenbergen, das Hrn. de Luc betrifft, ist Ihnen ohne Zweifel bekannt, auch längst gedruckt. Daß ich dem Manne das Compliment gemacht, und so bald darauf nach ihm sollte geschlagen haben, möchte doch etwas unerwartet scheinen.

In meiner Recension von Hrn. de Luc Briefen, habe ich Erinnerungen wegen des Buchs gemacht, und solche, die andern Lesern vor meiner Recension auch beygefallen waren.

Weil ein würdiger Mann, Lector bey der Königin Maj. ist, soll man deßwegen alle Zeilen anstaunen die er schreibt? Meersalz in Bergen, als eine Neuigkeit, die zwey Bewunderungszeichen verdient, ankündigen? wenn man vor 50 Jahren als Knabe von den polnischen Salzgruben gelesen, und über dreißig Jahr, den Gedanken: unsere Salzquellen seyen, Wasser, beym Durchgange durch unterirrdische Salzmassen ge-

schwängert, vom Bergrath Vorlach bekommen hat? Soll man nicht sagen dürfen: daß Geblogie Anno 1703 von einem Deutschen ist in der Bedeutung gebraucht worden, in der Hr. de L. 1778 das Wort zu brauchen wünscht und aus Furcht die Delicatesse der französischen Sprache zu verletzen nicht wagt? Nicht sagen dürfen was in Deutschland schon so viel Oekonomieverständige gesagt haben: daß die Gemeinheiten der Bevölkerung nicht vortheilhaft sind. Nicht Hrn. de Lucs Bemerkung: Es sey zu früh Manufacturen zu vermehren, wo der Ackerbau noch Verbesserung braucht, als eine Wahrheit anerkennen dürfen, die sonst schon durch Colberts Beyspiel sey bestätigt worden? Wenn er erzählt die Neufschateller hätten sich damit Schaden gethan, Uhrmacher zu werden, nicht daran denken dürfen? Daß ein Genfer dieses erzählt; Endlich, nicht sagen dürfen daß Hr. de L. Hallers, Scheuchzers, Sulzers, Altmanns, Gruners u. a. Bemerkungen bestätigt?

Wenn ich im Anfange meiner Recension, der Litteratoren wegen wünsche, daß die Schriftsteller ihre Vornahmen ganz ausschrieben, bey berühmten, ausdrücklich eine Ausnahme mache; so wird mir ja jeder kluge Mensch zutrauen, daß ich den Verfasser des Werks sur les modifications

tions de l'atmosphère, eines Werks das lange vor seiner Erscheinung, von berühmten Gelehrten, mit Ruhme ist angekündiget worden, unter die berühmten Schriftsteller zähle, und ihn also mein Wunsch nicht angeht.

Das ist alles Böse was ich von Hrn. de L. Buche gesagt habe, und nicht böser als ich es hier wiederhole gesagt. Habe ich doch in allen diesen Erinnerungen nicht einmahl Hrn. de Luc Sätzen widersprochen, nur gemeldet, daß es nicht ganz unbekannte Wahrheiten wären. Hat denn aber Hr. de Luc etwa gesagt seine Briefe enthielten lauter neue Wahrheiten? Dazu ist er zu vernünftig.

Unsere gelehrten Anzeigen, haben bey ihren andern Vorzügen immer auch das Lob der Anständigkeit behauptet. Daß in ihnen nach würdigen Männern geschlagen werde, ist ein Vorwurf, den ein bedachtsamer, selbst würdiger, Mann, nicht wagen sollte, ohne den Beweis beyzufügen.

Erinnerungen bey dem Buche habe ich gemacht, aber nicht nach dem Manne geschlagen. Sagen Sie das letzte, so brauchen Sie entweder die Wörter in einer Bedeutung, in der sonst kein Deutscher sie braucht, oder Sie sagen eine meinem moralischen Charakter, der

mir noch werther ist, als mein gelehrter, schmähende Unwahrheit.

Ich will von Ihnen lieber das erste glauben, daß sie ungewöhnlich deutsch schreiben, als Ihnen das letzte Schuld geben.

Waren meine Erinnerungen bey Hrn. de L. Buche, ihrer Freundschaft unerträglich, so konnten Sie solche widerlegen. So vertheidigen Gelehrte ihre Freunde.

Auch eine **Menge rechtschaffener Menschen** hat meine Erinnerungen gebilligt. Rechtschaffene Menschen, können in vielen Stücken unterschiedener Meynung seyn, sich irren, selbst aus Irrthum andern rechtschaffenen Menschen Unrecht thun. Also ist das was Sie vom **wahren Misfallen einer Menge rechtschaffener Menschen** über meine Recension sagen, ein bedeutungsloser Ausdruck, es wäre denn daß Sie hinzusetzten: **diese allein sind rechtschaffene Menschen**, und da wäre es eine grobe Injurie.

Daß man in einem Buche nicht alles bewundern, selbst nicht alles billigen, und doch den Mann der das Buch schrieb verehren kann, daran einen Gelehrten zu erinnern, ist doch wohl überflüßig.

Ob ich gleich bey einigem Helvetischen in Ihren Aufsätzen, an Sie dachte, so konnte ich

mich

mich doch nicht überwinden, alle einem Zimmermann zuzuschreiben, da manche, nicht einmahl von einem Vademecumssammler möchten aufgenommen werden, als nur, wenn er sich in grosser Verlegenheit zu Ausfüllung noch eines Bogens befände. So haben auch über diese ihre Aufsätze hier, eine Menge rechtschaffener Menschen geurtheilet, und Einer darunter, glaubte in einigen Stücken, Witz und Schreibart eines Göttingers zu erkennen, der nicht so gar sehr lange die hiesige Stadtschule verlassen hat.

Am wenigsten sollte man soviel, und so, Geschriebenes, von einem Manne erwarten, den ein Brief das kostet, was in dem Schreiben an einen Feldscheerer zu Fuß berichtet wird, und sich nie ohne Rührung lesen läßt.

Dieses zu erklären, fiel mir ein: daß ein König, dem viel gute und grosse Eigenschaften die Verehrung der Nachwelt erhalten, bey seinen Schmerzen sich zu zerstreuen, mahlte. Wollen Sie unter ihre Aufsätze schreiben: Zimmermannus in doloribus scripsit, so wird man sie allemahl, mit der Schonung, und auch zugleich mit der theilnehmenden Empfindung lesen, die jeder Rechtschaffene, Ihnen, in so vieler Absicht verehrungswürdiger Zimmermann, schuldig ist.

Der

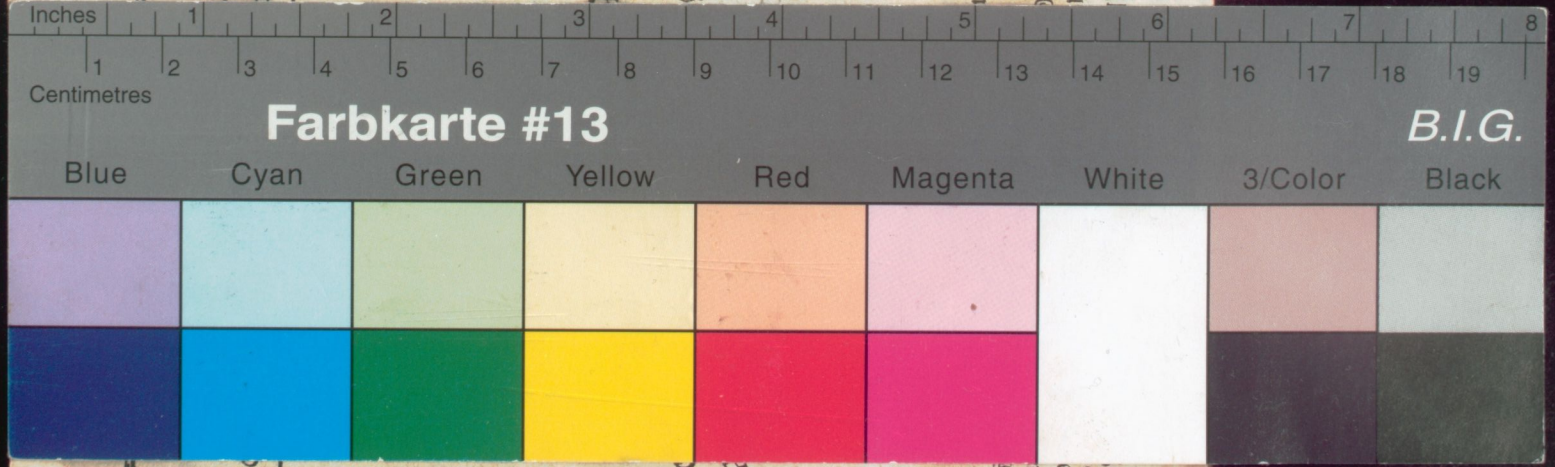
Der König, soll auch manchmal zu Linderung seines Schmerzens geprügelt haben. Ist Ihnen auch ein solches Palliativ zuträglich, so wäre es freylich am besten, Sie brauchten dazu jemanden der unter Ihnen steht: Wenn aber auch ein Paar Schläge von Ihnen, auf Einen Ihres gleichen fallen; So hält man einem Kranken so was zu gute, und dankt Gott, daß man nicht auch so krank ist!

Von der Seite werde ich auch das Verfahren ansehen, zu dem Sie sich künftig möchten verleiten lassen, wenn etwa ihre Frage: Ob ich daran genug habe? Drohung seyn soll; und versichere Sie, daß ich voll Mitleiden gegen Ihre Krankheit, und mit unverfälschter, grosser, Hochachtung, gegen Ihre wahren, ausnehmenden Verdienste bin

Ihr

Göttingen,
den 24. May, 1779.

gehorsamstergebenster
Abraham Gotthelf Kästner.



Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-20381-fragment/page=0095